

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 98 (1978)

Artikel: Vom Zürcher Schulmeisteramt zum New Yorker Liquergeschäft : Briefe der Auswanderer Wilhelmina und Johann Honegger-Hanhart aus den Jahren 1849/1851
Autor: Schelbert, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Zürcher Schulmeisteramt zum New Yorker Liqueurgeschäft

*Briefe der Auswanderer
Wilhelmina und Johann Kaspar Honegger-Hanhart
aus den Jahren 1849/1851 **

I.

Am 22. Mai 1849, einem strahlenden Frühlingstag, verließen Wilhelmina und Johann Kaspar Honegger-Hanhart das thurgauische Dorf Felben und fuhren in Begleitung ihrer Verwandten nach Stein am Rhein, wo sie endgültig Abschied nahmen. «Manche Träne der innigsten Rührung», schrieb Johann Kaspar acht Tage später aus Le Havre, «ist dem 22. Mai schon geflossen, und noch manche sei unsern unvergeßlichen Trennungsstunden geweiht. Trennung ist schwer, aber glücklich wer scheiden kann mit dem Bewußtsein, mit aufrichtigem versöhnten Herzen in die Ferne zu ziehen und die Lieben, Teuren ebenso versöhnt zurückzulassen. Halten wir, meine Lieben,» ermahnte der Auswanderer seine Angehörigen mit vielleicht allzu pathetischen Worten, «jene Stunde des schweren Abschieds immer heilig, wo wir auch sein und unter allen Verhältnissen, die uns die Zukunft bringen wird. Vergessen seien alle, wenn auch un-

* Diese Arbeit beruht auf folgenden Briefen der Eheleute Honegger-Hanhart:

1. Von Wilhelmina: Havre, 29. Mai 1849; 2 waagrecht und senkrecht beschriebene Seiten [B₁];
2. Von Johann Kaspar: Havre, 1. und 6. Juni 1849; 2 waagrecht und senkrecht beschriebene Seiten [B₂];
3. Von Wilhelmina: New York, 2. September 1849 und 17., 26. März 1850; 4 waagrecht und senkrecht beschriebene Seiten [B₃]
4. Von Johann Kaspar: New York, 17. März 1850; 8 Seiten [B₄]
5. Von Johann Kaspar: New York, 4. Februar 1851; 4 Seiten [B₅]

Die Dokumente wurden mir durch die gütige Vermittlung von Prof. Dr. phil. Max Silberschmidt (Zürich) von Frau Marinette Egli-Tuchschnid (Zürich) großzügigerweise zur Bearbeitung überlassen, wobei Dr. phil. Natascha Kogan (Carona/Tessin), Hedwig Rappolt (Fairfield/Connecticut), lic. phil. Urspeter Schelbert (Basel/Küßnacht a. R.) und Dr. phil. O. Sigg (Staatsarchiv Zürich) dankenswerte Hilfe leisteten.

bedeutenden Zwiste, und wenn Du, lieber Schwager, noch im Besitze jenes Briefes sein solltest, den ich unter jenen unangenehmen Verhältnissen im Drange der Umstände geschrieben, so übergib ihn den Flammen. Alles sei verbrannt, was uns an unglückselige Stunden erinnern könnte. Tue es in meinem Namen!» [B₂]

In Stein wurde ein Boot nach Schaffhausen genommen. «Sanft geleitete uns der Kahn den Rhein hinunter,» berichtete Wilhelmina in *ihrem* Brief aus Le Havre, «bald waret Ihr, meine Lieben, Alle unsern Blicken entschwunden; mein Herz war furchtbar beklemmt.» Der Schiffer versuchte zwar die vom Abschied überwältigten Auswanderer zu «zerstreuen, und doch», schrieb Wilhelmina, «weinte er mit uns, denn vor kurzem reiste seine Tochter auch fort, er fühlte mit uns die Trennungsschmerzen.» [B₁]

Von Schaffhausen nach Basel

In Schaffhausen stieg das Ehepaar im *Raben* ab, wo es laut Wilhelminas Bericht allerdings hieß, die Postkutsche nach Basel fahre noch am gleichen Abend um 8 Uhr. «Nun rateten wir hin und her, denn bis am andern Abend in Schaffhausen zu bleiben, war uns lästig.» Andererseits benötigte die stets kränkliche Wilhelmina einen ungestörten Nachtschlaf. Daher wurde «Lohnkutscher Schnäzler geholt. Wir fragten, wie er uns am Morgen nach Basel führen könnte.» Dieser mochte aber keine «Königsfuhren» und verlangte 25 Florin. Er wollte sich aber nach weiteren Fahrgästen umsehen. Am nächsten Morgen meldete er jedoch, «daß er alle Wirthshäuser durchmustert, aber vergebens. Später kam [aber] ein anderer und anerbote, uns für 18 Gulden und einem Trinkgeld nach Basel zu führen, er habe ein einspänniges Wägelein, wo wir unsere Effecten gut verpacken können. Das nahmen wir an und reisten ab.»

Die Fahrt war so angenehm «als in einer Chaise». In Säckingen wurde übernachtet und Basel schon am 24. Mai um 11 Uhr morgens wohlbehalten erreicht.¹ Der «Kutscher wollte im Bären

¹ Die Strecke von Felben, das zwischen Frauenfeld und Pfyn nahe an der Thur gelegen ist, nach Basel beträgt etwa 125 Kilometer. Zwischen wichtigeren Orten verkehrten damals Eilpostwagen.

in der Kleinstadt logieren,» was sich aber als Nachteil herausstellte, da sein Pferd krank wurde und die Auswanderer ihr Gepäck von einem andern Fuhrmann für 8 Batzen zur Eisenbahn bringen lassen mußten. Zuvor hatte Johann Kapsar allerdings sein Geld zu wechseln. «Und ich,» klagte Wilhelmina, «war die Hüterin unserer Effecten. Wie tot und langweilig mir dieses vorkam, kann ich Euch nicht beschreiben. Ich hätte so gerne die Stadt besehen, allein ich sah nichts.» [B₁]

Zur Geldsache bemerkte Johann Kaspar, er habe zu Basel sein «Geld gegen fünf Livres ausgewechselt mit Spesen Agio². . . Besser ist, der Auswanderer wechsele alles und jedes daheim aus. Außerhalb Basel nimmt man einzig nur französisches Geld, und selbst in Basel kann man nur Brabantertaler, Gelderstücke und etwas Schweizerfranken zu 40 Centimes in Auswechsel geben. Keine 6 Batzen, 5 Batzen und Batzenstücke.»³ Er erstand noch zwei Brillengläser und «5 Stück Bouillons für 2 Taler, über deren Preise» seine Frau erschrak, später aber froh war, sie als besondere Stärkung bei sich zu haben. Um 3 Uhr nachmittags bestiegen die Auswanderer mit einer «Carte zur dritten Classe» den Zug nach Mülhausen. [B₁]

² «Agio, Lagio. . . Aufgeld, Aufwechsel-Geld, wird gefordert, wenn der Preis des Geldes an demjenigen Ort, wohin der Wechsel übermachtet werden soll, von dem Preis des hiesigen Geldes unterschieden ist, oder wenn auch das hiesige Geld dort nicht so viel gilt wie hier;» Johann Heinrich Zedler, *Universal — Lexicon I* (Halle und Leipzig 1736, Gratz 1961), Sp. 782.

³ Es handelt sich um folgende Geldstücke: Fl., *Florin* ist ein holländischer Gulden; der Name leitet sich von einer seit 1252 in Florenz geprägten Münze ab. *Livre* ist eine französische Münz- und Rechnungseinheit, die 20 sous galt, 1795 durch den silbernen *Franc* zu 100 *Centimes* ersetzt wurde.

Brabanttaler, auch Albertustaler oder Kreuztaler, Brabanter oder Patagon, ist ein Silbertaler, seit 1612 in den spanischen Niederlanden geprägt und vor allem im Ostseehandel verbreitet. *Batzen*, seit 1490 in der Schweiz und in Süddeutschland verbreitet, galt in der Helvetischen Republik 10 Rappen. Der *Franken* wurde am 19. März 1799 in der Helvetischen Republik eingeführt; er galt 100 Rappen oder 10 Berner Rappen. *Thaler* oder Taler ist eine seit 1520 in Massen aus dem Silber von Joachimsthal geprägte Münze, daher Thaler genannt. Vgl. Horace Doursther, *Dictionnaire universel des poids et mesures, anciens et modernes, contenant des tables de monnaies de tous les pays* (Brüssel 1840, Amsterdam 1965), p. 310—346, bes. p. 310 und 346; Hans Conrad Peyer, *Von Handel und Bank im alten Zürich* (Zürich 1968), p. 301—302.

Kontrolle in St. Louis

In St. Louis mußte alles aussteigen, da dort Gepäck und Papiere geprüft wurden. «Das war ein Durcheinander, ein Strütten und Zapeln,» jammerte Wilhelmina, «daß man fast confous wurde.» Man untersuchte zwar nur eine kleine Kiste. «Da wir aber 3 Mäntel und sonst noch so viele Sachen neben uns haben mußten, wie Ihr woll wisset, waren wir sehr geplagt mit dieser Geschicht, weil man immer fürchten muß, etwas zu verlieren oder zurückzulassen. Es wurde mir von diesem Sturme fast übel.» [B₁] Schlimmer war die Prüfung der Papiere. «Die Pässe wurden uns nicht visiert,» meldete Johann Kaspar erbost, «ich sollte als Auswanderer einen Vertrag vorweisen übers Meer, um passieren zu können. Ich zankte hin und her, es war mir, als sei ich unter lauter Schurken und traute und glaubte Niemand. Mit Gewalt sollte ich bei einem Makler akkordieren. Ich ging zum Maire, der mir erklärte, wenn ich nicht ein Certificat bringe, daß ich die Reisekosten bezahlt habe, lasse er uns gleich zurückführen.» [B₂]

Der Auswanderer ließ sich aber nicht einschüchtern. Er wandte sich «an einen Schreiber von Herren Danzas u. Lervèque [?] in Mülhausen, der im Bahnhof in St. Louis ein Bureau hat, und das Resultat war, daß ich 20 Francs auf ein Billet nach Havre bezahlte für zwei Plätze in der Diligence von Mülhausen über Paris nach Havre im Betrage von 120 Frs. In Mülhausen, dachte ich, hast Du dann noch freie Wahl, zu machen wie man will, wenn man eine Reisegelegenheit auf bessere Weise finden könne und die bezahlten 20 Frs. fahren lassen wolle. Dafür mußte er mir das nötige Certificat ausstellen und selbst mit mir zum Maire kommen. Um 7 Uhr gleichen Abends konnten wir ungehindert mit dem Bahnzuge abfahren.» [B₂]

Bei Einbruch der Dämmerung wurde Mülhausen erreicht. «Schon stand ein Wagen bereit,» notierte Wilhelmina, «der uns samt unsern Coffern in einen Gasthof fährt. Allein das war nicht unsere Adresse, wir sträubten uns, wollten gar kein Gehör geben. Man beteuerte uns, daß wir da gewiß billig und schön logieren. Im Hôtel de Paris. Wir blieben. Die Gasthöfe in Zürich sind nur Narren gegen diesem. Es war billig. Wir hattens nicht prachtvoll, doch reinlich. Wir waren zufrieden.» [B₁]
Die Auswanderer hatten eine gute Nacht. Anderntags ging es mit

der Postkutsche Paris zu. Wilhelmina schien aber je mehr vom Heimweh und Unbehagen geplagt zu werden, wogegen Johann Kaspar die kommende Fahrt als «eine wahre Vergnügungsreise» empfand. [B₂] Die folgenden Berichte der beiden Eheleute offenbaren daher zwei recht verschiedene Erfahrungswelten: eine ich-bezogene, vielleicht auch wehleidige, und eine, die sich am andersartigen zu begeistern wußte.

Von Mülhausen nach Paris: Wilhelminas Bericht

«Am Morgen um elf Uhr stiegen wir in die Diligence. Mein lieber Mann gab sich Mühe, einen rechten Platz zu bekommen, und denket wie glücklich ich war, wir kamen ins Coupé ohne mehr zu bezahlen.⁴ Es waren 3 Plätze da. Es kam noch ein Franzose zu uns. Sechs große starke Schimmel rannten mit uns davon. Wir kauften auf dem Weg ein schönes Weißbrot für 7 Sou, Würste, ein wenig Rindfleisch. Bei jeder Station sehnte man sich nach frischem Wasser, allein die Donners Franzosen sind wie ein Windhaspel, das Pferdewechseln ging so schnell, daß es nur ein Gedanke war. Wir durchreisten oft so öde unfruchtbare Gegenden, daß es mich an Amerika erinnerte, und sahen so elende Hütten mit Strohdächern und ein lästiges Bettelvolk. Näherten wir uns aber einer Stadt, so fuhren wir schon lange vorher durch schöne Alléen, fruchtbares Land, das einem das Herz erfreute. Die Städte sind sehr schön gebaut, es hat nicht so enge Gäßchen, Winkel und Ecken wie in Zürich. Circa 10 Uhr wurde halt gemacht, da wurde zu Nacht gespiesen, ich sehnte mich nach ein wenig Suppe, ging mit allen andern Passagieren. Man brachte einen Teller voll Fleischbrühe; nur mit Mühe konnte ich einige Fideli finden. Ich verlangte noch einen Teller voll, da kostete es 1 Franken. Wir zeigten uns alle sehr unzufrieden und schimpften über die Franzosen.

⁴ Die französische Diligence «hatte für sechzehn Reisende Platz: Drei im Coupé, die besten Plätze im Vorderteil; sechs im Innern, dessen Türen sich seitwärts öffneten; vier in der Rotunda, in die man vom hintern Teil des Wagens einstieg, und drei auf der Kutscherbank;» *Grande Encyclopédie XIV* (Paris [1892]), p. 565. Die Auswanderer legten die Strecke Mülhausen—Paris, gegen 500 Kilometer, in gut 60 Stunden zurück.

Bald gings wieder fort, man muß schnell essen. Die Nacht durch ging es ordentlich, konnte wenig schlafen. Am Morgen war ich müde und elend. Ich frühstückte eine Schale Milch, die ½ Frk., also 10 Sou kostete, der Caffée kostet 15 Sou die Schale. Dieses erquickte mich sehr. Die andern Passagiere im Innern hatten eine schlimme Nacht. So ging es bis am Abend ordentlich, es wurde zu Nacht gespiesen; ich blieb zurück, mich reuten 10 Sou für die Fleischbrühe, obschon es mir recht schlecht war und ich mich recht matt fühlte. *Das bereute ich sehr.* Denn den ganzen Tag nur kaltes Wasser trinken und trockenes Brot essen zu ein wenig Fleisch, mußte mich zwingen; war mir nicht gut, ich hatte eine schlechte Nacht, Rücken- und Seitenweh, daß ich fast nicht mehr sitzen konnte, Kopf- und Leibweh, keinen Schlaf, das war eine lange Nacht. Endlich kann man frühstücken. Ich dankte Gott für eine Schale Milch. Alle andern speisten auch zu Mittag, aber das kostet ja grenzenlos. Mein Mann genoß gar nichts warmes. Wenn man zuletzt nur morgens und nachts etwas warme Brühe hat, so ist es besser auszuhalten.

So ging es also 3 Tage und 2 Nächte immerwährend fort bis nach Paris. Das ist eine furchtbare strenge Tour. Gott sei Dank, daß wir im Anfang nicht stürmten. Hier bestürmten uns die Kerls mit ihren Adressen, lästig. Wir blieben der unsrigen getreu. Herr Stadler nahm uns freundschaftlich auf. Ich verlangte sogleich aufs Zimmer, denn mir war schlecht, Ich ging zu Bette. Mich überfiel ein furchtbares Heimweh, weinte bitterlich; die Magd brachte mir Suppe, sie sagte, ich soll doch nicht gränen, das sei nicht gut; ob ich Leibscherzen habe, dann müsse man den Doctor holen, es sei letzthin auch eine Frau hier fast gestorben, wegen Verstopfung, sie habe auf der Reise wenig warmes genossen, meistens trockenes Brot. [B₁]

Ich forderte warmes Wasser zu einem Klystier [Darmeinlauf]. Das Zimmer gefiel mir nicht. Die Betten waren nicht sauber, alle Zubehörden schmutzig, spottschlechtes Wasser. Am Morgen nahm ich wieder ein Klystier, das tat gut. Ich hatte keine Lust, die Stadt zu bewundern, sondern sehnte mich sehr nach frischer Luft. Ich bat Herrn Stadler, mich an eine Stelle zu begleiten, wo ich mich in frischer Luft erholen könne. Es geschah. Er war äußerst gefällig. Wir weilten dort eine volle Stunde. Das erquickte mich mehr als alle Herrlichkeiten von Paris. Die Stinkluft konnte ich kaum ertragen. Er wollte uns überreden, ein

paar Tage zu verweilen. Allein ich sehnte mich nach Havre, denn ich dachte, in einer Seestadt habe ich gesunde frische Luft und könne mich dann wieder ganz erholen auf die Seereise, besonders da ich vernahm, daß wir nur des Nachts mit der Eisenbahn reisen können. Das ist ein Leben in Paris. Da möchte ich nicht tot sein. En passant sah ich in den Läden wunderschöne Sachen, reife große Trauben, Kirschen, Erdbeeren, Gemüse von allen erdenklichen Sorten, aus den Treibhäusern, natürlich sehr teuer, gewürzhafte Früchte, Pommeranzen [Bitterorangen] etc. verbreiten oft betäubende Gerüche, daß ichs fast nicht aushalten vermochte. Ich mußte das Nastuch vor das Gesicht halten.» [B₁]

Recht anders berichtete über die gleiche Fahrt Wilhelminas Ehemann. Er widmete seine ganze Aufmerksamkeit der neuen faszinierenden Umwelt.

Von Mülhausen nach Paris: Johann Kaspars Bericht

«In Mülhausen überzeugte ich mich, daß die Fahrt nach Paris nicht mit Unterbrechung geschehen könne. Denn die Postwagen werden gewöhnlich voll von Passagieren, die gern nach Paris fahren, und man würde riskieren, tagelang sitzen zu bleiben, bis man zum Weiterreisen Gelegenheit finden würde. Übrigens sind die französischen Postwagen bequem eingerichtet, ungefähr wie die Wagen von Turn und Taxis⁵ mit 18 Plätzen. Im Coupé fährt sich sehr gut. Die Räder sind ganz nieder und bequem zum Aus- und Einsteigen. Auf die sogenannte Wasch laden sie ungeheuer, so daß der ganze geladene Wagen wie eine Güterfuhrer aussieht. Die durchweg schweren Pferde, lauter ganze Hengste, würde man in der Schweiz für untauglich halten. Meistens Schimmel und Prachtskerl, und wenn der Postillion 'ui' ruft, so fliegen ihre strotzenden Mähnen in Wirklichkeit in die Luft, und sie rennen auf den glatten, 40—50 Fuß breiten Straßen majestätisch dahin [daß] es einem fast schwindelt. In 51 Stunden waren wir von Mülhausen beinahe mitten in der 19 Stunden im Umkreis haltenden Stadt Paris.

⁵ Adelsgeschlecht aus Bergamo, das im Jahre 1615 das Reichs-Generalpostmeisteramt erblich erhielt. Im 19. Jahrhundert verlor es schrittweise die Postrechte.

Bedeutende Ortschaften sah ich, nachdem wir etliche Stunden das fruchtbare Elsaß durchfahren hatten, wo ich die größten und herrlichsten Fruchtfelder je gesehen: Belfort, eine Festung, liegt auf einer Anhöhe, auf der man in einiger Entfernung zerfallene Schloßruinen in Menge wahrzunehmen glaubt, welche in der Nähe dann ungeheuren Steinbrüchen gleichen, bis man nach längern durchfahrenen tiefen schmalen, von Quader gebauten Gängen bald links, bald rechts zu dem in die Festung führenden schweren eisernen Falltüren gelangt, die über den tiefen Abgrund in die Feste führen. Eine kurze Strecke kreuz und quer zwischen hohen senkrechten Mauern und —: in der Tiefe liegt das schöne freundliche Städtchen Belfort mit geraden breiten Straßen, schönen Häusern. Die Post hält $\frac{1}{4}$ Stunde. Die Passagiere nehmen die zudringliche Anerbietung von Wein, Kaffee etc. etc. an. Ich benutze die Zeit, die Festungswerke von Innen anzustauen. Eine Schwadron roter Husaren zog vorüber. Ein herrlicher Anblick.⁶ Da dachte ich, Louis und Karl würden da auch große Augen machen.

Eine Stunde später sahen wir uns in wüste unwirtliche Gegend versetzt. Immer bergauf, bergab über einen ziegelroten Lehm Boden, auf dem nur von Zeit zu Zeit eine erbärmliche mit Dreck angestrichene oder angepflasterte Holzhütte steht mit meistens nur einem Gemach, aus welchem dann und wann eine magere Ziege, Schaf oder abgezehrte Kuh unsern daher rollenden Wagen anstaunt in Gesellschaft von erbärmlich aussehenden schwitzenden Menschen in Lumpen gehüllt. Geht es einer Anhöhe zu, so postieren bald Blinde, bald Krüppel an der Hand von Kindern oder Erwachsenen, ihr Bettellied unaufhörlich in gleichem Ton singend, bis der Wagen die Höhe erreicht und sich pfeilschnell ihren Blicken entzieht. Die andern Städte übergehe ich. Eine sehr schöne und von Bedeutung ist Trois [Troyes], wo die Post $\frac{1}{2}$ Stunde Halt machte. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend, hat bedeutenden Handel. Sarre [Langres?] auf einer Höhe eines Berges, den ich nicht bezeichnen kann, und dann Vesous [Vesous?], wo Mina für 1 Franken Suppe gegessen.

⁶ Die Festung des strategisch gelegenen Ortes, in dem die Straßen von Montbéliard, Lyon, Paris, Epinal und Basel zusammentreffen, war 1686 von Vauban erbaut und später erweitert worden. Die Straße von Basel her war 20 Meter tief in den Felsen gehauen; vgl. *Grande Encyclopédie* V [1888], p. 1187—1189.

Und die Weltstadt Paris. Ja, Paris verdient diesen Namen, eine Beschreibung ist nicht möglich, man muß selbst sehen, aber sich sehr in Acht nehmen, daß man sich in diesem wahren Labyrinth nicht verliert. Am Sonntagnachmittag, als Mina in ihrem Bette der notwendigen Ruhe genoß, benutzte ich die Zeit, wenn gleich von der Reise sehr müde, in Begleitung des gefälligen Herrn Stadler und eines in Paris angesessenen bernischen Kaufmanns, die Stadt im Innern ein wenig zu besehen. Überall Läden und Magazine, in der Schönheit und Größe, daß ich weder in Zürich noch in einer andern Schweizerstadt nicht einen Gedanken bemerkt und gesehen habe. Wir besuchten auch die Tuilleries. Ein ungeheures Gebäude, im Viereck einen großen herrlichen Garten mit vielen Alleen umschließend. Das königliche Schloß von unnennbarer Pracht. Der Schloßgarten, wo Mina am Montag sich in frischer Luft erholte, ist so groß, daß man sich sehr in Acht nehmen muß, den rechten Ausgang wieder zu finden aus dem von aller Art Singvögel, worunter auch die Amsel und der Holzhäher, belebten Walde von Bäumen. Es sind dort Bänke und Strohsesselchen zum Sitzen, für letztere bezahlt die Person 1 Sou.

Montag besuchte ich auch mit Herrn Stadler den Tiergarten. Wir hatten eine halbe Stunde zum Fahren und vier Personen bezahlten 25 Sou. Das wäre etwas für unsre kleine Luise gewesen, welche den Wolf im Tierbuche so gefürchtet. Es sind da alle möglichen Klassen, Gattungen und Familien repräsentiert. Vögel vom Strauß bis zum Kolibri. Kondor, Geier, Adler, Eulen etc. Der Strauß ist ein majestätischer Bursche, und wenn er sich vom Boden aufrichtet und den Kopf auf dem langen Halse empor in die Höhe hebt, um über seinem Zaune etwa ein Stück Brot aus einer emporgehobenen Menschenhand zu nehmen, so fühlt man Respekt. Die reißenden Raubtiere sah ich gerade ihr Mittagshahl verzehren in ihren eisernen Käfigen. Möge mich der Himmel verschonen, nie in Gesellschaft solcher Geschöpfe in den Wäldern Amerikas zu kommen. Da würde mir meine Pistole trotz 8 Läufen nicht helfen. Die Amphibien sind in ungeheurer Menge repräsentiert, besonders Schlangen und Eidechsenarten.

Beinahe mitten im Garten ist auf bedeutender Höhe ein Pavillon, zu dem man endlich gelangt, wenn man lange genug auf den schneckenförmigen Terrassen gewandelt hat, ähnlich der Katze in Zürich, nur viel höher. Beinahe oben steht eine Ceder mit der Jahreszahl 1536 [1735] mit schönem Stamm und

ungeheuren Ästen.⁷ Ich nahm mich zusammen, um meine Neugierde auf die Stadt zu schauen zu bezwingen, bis ich droben war. Welche Überraschung: Paris liegt rings um mich her mit seinen Türmen und Statuen. Am kolossalsten erhebt sich von allen Gebäuden der Pantheon.⁸ Am hellsten glänzt die Säule in der St. Antoine Vorstadt, auf welcher ein Engel soeben von der Sonne beschienen wurde. Es ist das Denkmal der 1830 gefallenen Schweizer.⁹

Nun meine Lieben, möchte ich Euch einen Blick in die Magdalenenkirche tun lassen, in dieses Prachtwerk, was Kunst und Reichtum vermag, von lauter Marmor gebaut, die äußere Treppe sowohl als das Dach, wo ich selber jedoch nicht genau unterscheiden konnte der Höhe wegen. Man behauptete mirs aber als sicher wahr. Durch eine etwa 100 Fuß breite Marmortreppe gelangt man auf den sog. Sockel der Kirche von gotischer Bauart hauptsächlich. Auf dem Sockel stehen nun dieselben in einer Entfernung von circa 10—12 Fuß von den Wänden der Kirche entfernt, 40—44 Marmorsäulen von edlem Marmor, die den Dachstuhl zu tragen scheinen. Hat man von außen dieses Prachtwerk angestaunt, so getraut man sich kaum, über die glatten Marmortreppen ins Innere zu schreiten. Doch folgt man den andern nach. Aber ach, welche Pracht, welch herrlicher Tempel, welcher Reichtum, welche Schönheit! Statt der Bänke stehen hundert und hundert niedlich gearbeitete Strohsesselchen ohne Lehnen, goldene Leuchter, kunstvolle Gemälde; keine abgezerrten verkrüppelten Heiligenbilder; alles im schönen Ebenmaß; keine Hölle mit Teufeln, ein Himmel. Die Mutter Gottes mit dem Heilande auf dem Arme steht beinahe am Eingange aus blendend weißen Marmor gehauen. Eine Kette, die sie in der Hand

⁷ Durch eine Alleen-Anlage, das sog. Labyrinth, gelangte man auf einen Hügel, der eine wunderbare Aussicht auf die Stadt bot; die Zeder war «1734 vom berühmten Bernard de Jussieu, der sie aus England brachte, gepflanzt worden;» vgl. F.-M. Marchant, *Le Nouveau Conducteur de l'Etranger à Paris* (Paris 1842), p. 262.

⁸ Die zwischen 1764 und 1790 erbaute Kirche St. Geneviève, auf dem höchsten Punkt des linken Seineufers der Stadt gelegen, wurde 1791 zur Grabstätte berühmter Männer erklärt; vgl. *ibid.*, p. 129—134.

⁹ Die Juli-Säule (*Colonne de Juillet*) steht auf der Place de Bastille und wurde zwischen 1831 und 1840 zum Andenken an die in der Juli-Revolution des Jahres 1830 Gefallenen, unter denen auch Schweizer im Dienste Karl X. waren, erbaut; die Spitze ziert eine vergoldete Bronzefigur des Genius der Freiheit; vgl. *ibid.*, p. 184—185.

hält, ist ein wahres Kunststück. Die Gelenke sind so klein wie eine gröbere Uhrenkette, aber so deutlich und schön fein aus Marmor gearbeitet, daß sie wahres Staunen erregt.¹⁰ Ach, ich will Euch nicht abmühen mit meinen Schilderungen. Kommt selbst und sehet!» [B₂]

Trotz dieser reichen Eindrücke entschieden sich aber die Auswanderer, nicht länger in Paris zu bleiben, sondern unverzüglich die Reise ans Meer fortzusetzen. Wilhelmina zeichnete davon folgendes Bild:

Von Paris nach Le Havre

«Um halb neun Uhr mußten wir auf die Post. Dann wurden wir samt unserm Gepäck in einem Rumpel-Wagen durch die Stadt zur Eisenbahn geführt, das erschütterte meinen Kopf tüchtig. Dort mußten wir warten bis um elf Uhr. Wir bekamen eine Carte vierter Classe, obschon mein 1. Mann ein paar Franken mehr zahlte, um in die dritte zu kommen. Das war ein Wirrwarr und ein Getümmel durch die Hallen, als der Ruf zum Einsteigen folgte. Unser Wagen war gesteckt voll, die Sitze nicht gepolstert; es hotterte sehr stark, es gefiel mir schlecht, die Franzosen machten einen Donnerlärm, sie erhitzen sich so sehr, bis ein paar zu kotzen anfangen, und zwar gerade neben uns in den Wagen, ich mußte mich tüchtig zusammennehmen, und jedesmal, wenn angehalten wurde, steckte ich den Kopf zum Loch hinaus, bis wieder abgefahren wurde. Zum Glück hatte ich früh eine Suppe gegessen, und eine magere schlechte, so daß ich hungerte. Allein ich aß doch nichts, denn ich glaubte immer, es nehme mich auch noch in die Cur. Ich wäre gern wieder ins Coupée gesessen. Erst als wir Havre sahen, nahm ich 4 Stück gute Niedeltörtchen aus der Tasche, die ich zur Vorsorge noch abends in Paris gekauft, und diese schmeckten uns vortrefflich, besser als trocknes Brot. Es geht halt eben noch lange, bis man etwas zu essen bringt, wenn man zu einer großen Stadt kommt. Nach der großen Tour von Mülhausen klagten sich alle über ein sonderbares Tosen im

¹⁰ Die Kirche bildet ein 100 Meter langes und 42 Meter breites Rechteck, das von 52 korinthischen Säulen von 60 Fuß Höhe umgeben ist; vgl. *ibid.*, p. 97—100, für eine Beschreibung auch des Innern.

Kopf. Du kannst denken, liebe [Schwester] Julie, wie welchem Grade ich dieses fühlte. Gott sei Dank, daß ich hier bin. Wir bereuten nicht, daß wir nicht länger in Paris geblieben.

Wir logieren zum Weißen Rößli, das Zimmer ist nicht schön, aber das Bett sauber und alle Zubehörden, das Essen besser, schmackhafter. Am Morgen um 8 oder halb 9 Uhr Kaffee mit süßem Anken, um 12 Uhr eine gute Suppe, Rindfleisch, Gemüse, sehr gutes Brot; abends 6 Uhr zu Nacht, eine Suppe, Kalbfleisch und Salat. Die Franzosen essen nur 3 mal, man hungert aber doch nicht mehr als bei uns. Das gefällt mir sehr wohl. Man hat hier gute Milch, die von den nahen Bergen kommt. Um 7 Uhr Abends geht man wenigstens eine Stunde spazieren, das tat mir gut. Es kostet die Person per Tag 14 Batzen.» [B₁]

Johann Kaspar war vom Meer sichtlich beeindruckt. «Das ist ein großes Wasser ohne Ende», schrieb er. «Die Stadt in der Größe von Zürich haben wir auf unsern täglichen Spaziergängen von innen und außen besehen können. Sie ist schön, die Straßen geräumig und gerade. Sie bildet eine Insel. Ringsum größere und kleinere Dampfschiffe, jedoch nicht zum Gebrauch übers Meer nach Amerika, sondern nach Rotterdam, die Passagiere zu holen und zum Postdienste; auch werden die abfahrenden Schiffe, die Dreimaster, ans Tau genommen und aus dem Hafen auf die offene See geschleppt. Ein merkwürdiger Anblick, so ein geladenes Schiff mit 200—400 Personen, aller Arten Sprachen und Sitten. Die vielen Segel und Seiler, Leitern etc. bilden scheinbar einen Wirrwarr.» [B₂]

Die Hauptaufgabe der Auswanderer aber war, sich auf einem Ozeansegler günstige Plätze zur Überfahrt nach New York zu sichern. Beide Eheleute berichteten auf ihre Art, was sich dabei abspielte. «Wenn man in ein Schiff hinauf steigt,», meldete Wilhelmina, «von der Gasse bis aufs Verdeck ist eine schmale hohe Treppe; auf einer Seite ein Seil, um sich zu halten. Mir schwindelte fast, das Herz klopfte schneller. Als ich ins Zwischendeck hinunterstieg, wurde es mir ganz sonderbar zu Mute. So hatte ich es mir nicht vorgestellt. Mein 1. Mann sagte auch, das sei abscheulich. Ich werde es so nicht aushalten. Auf dem Verdeck waren so eben alle Seiler mit Teer frisch angestrichen, das auf jedem Schiff vor der Abfahrt geschieht. Das war ein so widriger Gestank, daß es mir fast übel wurde. Kurz, als wir

wieder auf der Straße waren, konnte ich kaum die Tränen zurückhalten.» [B₁]

Den Auswanderern war angeboten worden, im Hinterteil des Schiffes einen kleinen Verschlag zu machen, was sie aber ausschlugen. Johann Kaspar hatte statt dessen «auf dem Schiffe Niobé, Capitain Thomas, . . . im Ruffel oder der sogenannten 2. Kajütte 2 Plätze um 250 französische Franken erhalten. Herr Consul Wanner, meldete der Auswanderer, «hat für mich accor-di, jedoch in meiner Gegenwart.¹¹ Im Ruffel sind nur 4 Plätze mit einschläfigen Bettstellen. Ich fühle mich glücklich, dieselben erhalten zu haben, denn im Zwischendeck, wo 4 und 2 in einem Bett schlafen dicht gedrängt, ist es abschreckend. Im Hinterteil des Zwischendecks ist etwas besser, 2 und 2 schlafen beisammen. Das Schiff hat mehr Raum.

Wer aber bei Hause akkordiert, was ich jedem Auswanderer unter allen und jeden Umständen aufs höchste abrate, kommt dorthin. Wer frei hieher kommt, kann sich Schiff und Platz auswählen, die Lebensmittel kaufen, wo er will, und jetzt sind die Plätze so billig, so daß man solche im Hinterteil für 60 französische Franken erhalten kann. Es sind Schweizer hier, die in Zürich und Basel akkordiert haben, die um die Hälfte wohlfeiler und eben weit bequemer übers Meer gekommen wären ohne Akkord von Haus aus. So z. B. sind zwei Personen von Konstanz hier, welche in Basel akkordiert, und ihre Auslagen belaufen sich um 60 Franken höher als die unsern. Und sie sind im Zwischendeck selbst 4 in einem Bett und wir mit einem Franzosen und seiner Frau in Ruffel auf dem Verdeck, wo die Kajüte ist, jede Person im eigenen Bett.

Die Lebensmittel und Geschirr zum Kochen kam uns auf 80 französische Franken. Meine vorausgeschickten Effekten waren schon lange vor mir hier; Pfister in Schaffhausen schrieb an Herrn Liechtenhahne in Basel, er solle die schnellste Route wählen, 5, 6 Tage, und ich hatte dann wegen seiner Dummheit das Vergnügen, 225 Frs. Fracht zu bezahlen. Das hat mir den Beutel erleichtert und das Herz schwer gemacht. Wenn es nach meinem Plan und meiner Meinung gegangen wäre, so hätte ich 100 Frs. mehr im Sack. Übrigens sind wir nach Erkundigung der ameri-

¹¹ Zu Konsul Wanners Tätigkeit in Le Havre siehe Rudolf A. Natsch, *Die Haltung eidgenössischer und kantonaler Behörden in der Auswanderungsfrage 1803—1874* (Zürich 1966), p.

kanischen Verhältnisse doch froh, daß wir die Sachen haben. Der Auswanderer soll sein Gepäck 4 bis 5 Wochen voraus schicken durch ordentliche Fuhre, nicht durch die Eilfuhre. Liechtenhahn ist sehr gefällig gegen mich gewesen. Die Kisten sind ratig [nicht] schön zu sein, sondern stark.» [B₂]

Meerfahrt

Am 7. Juni war die *Niobe* endlich abfahrtbereit und verließ Le Havre. In einem kalligraphisch prachtvollen Brief aus New York entwarf Wilhelmina ein wahrhaft jämmerliches Bild der Ozeanfahrt. Nichts brachte ihr Trost oder auch nur kurze Erlabung. Sie fand alles widerlich und äußerst bedrückend. Ihr Mann meinte knapp zu ihrer Erzählung: «Mina hat Euch natürlich von ihrem Standpunkte aus alles Unangenehme geschrieben. . . . Es ist überall fatal, wenn man sich nicht in die Verhältnisse schicken kann und Verhältnisse sich nicht nach eigenen Ideen gestalten wollen.» [B₄] Wie immer dem sei, Wilhelminas Bericht zeigt, wie traumatisch selbst eine im ganzen glückliche Überfahrt sein konnte und daß Beschreibungen der Auswanderer nicht nur von den äußern Umständen, sondern ebenso sehr von der persönlichen Eigenart der Berichterstatter geprägt waren.

«Schon am ersten Abend», schrieb Wilhelmina, «hatten wir heftigen Wind. Leider wurde unser Ruffel nicht auf das Loch gestellt bis alle Kisten und Geschichten in dem Keller und Zwischendeck versorgt waren. Schon lagen die meisten in ihren Betten, und ich mußte von den Frauen noch allein bei starkem Regen und kaltem Winde auf dem Verdeck halb ohnmächtig in den Winkeln herumsitzen, fast erfrieren, denn als wir abfuhr, war es sehr heiß, und ich hatte mich nur flüchtig gekleidet, ich konnte natürlich nicht über die Kisten, denn das war eine Regierung! Ach! dachte immer, wenn ich doch nur ins Bett liegen könnte, denn leider traten beim Einsteigen meine Regeln ein, alles Unheil mußte wieder einmal zusammentreffen. Schon wurde es Nacht und noch konnte mein l. Mann die Betten nicht ordnen. Heftiges Erbrechen und Würgen und Krämpfe quälten mich. Ich wurde krank und war es die ganze Zeit, ich hatte nicht eine einzige frohe Stunde; der furchtbare Lärm und das Getümmel der Passagiere und der brüllende Gesang der Matrosen

machten mich ganz confous, so daß ich oft nicht wußte, wie ich den Kopf legen wollte.

Wir hatten eine Frau zum Kochen angestellt, aber ach Gott, was war das für ein Fressen; nicht einen Löffel voll gute Suppe bekam ich, 1. Julie, Du kannst Dir das gar nicht vorstellen. Ich hatte Fieber, Hitzen, daß nur mit Mühe etwa ein Klystier wirkte, denn wir waren so geniert, daß wir immer zu lange warten mußten, bis wir ungestört waren; quälenden Durst, nichts zu trinken, das Lindenblust kam in den Keller, es war *alles* verkehrt. Kein Senfpflaster war zu kriegen, ich hatte immer einen roten Kopf. Nagender Hunger quälte mich, neben den vollen Lebensmittelkisten; ich konnte leider nicht Speck fressen wie die andern und trocknen harten Zweiback, wenn man nicht das Glück hatte, kochen zu können. Vergebens sorgte ich bei Hause für alles nötige, es konnte nicht angewendet werden; die dumme Frau glaubte, ich habe ja immer rote Backen, ich konnte essen und trinken was die andern, sie verstand nichts vom krank sein. Eine Flasche Himbeersaft war ganz ausgelaufen, es hatte den Zapfen herausgesprengt; die andere nahm ich ins Bett, damit ich mir selbst zu trinken verschaffen könne, und siehe, noch das Einzige, was mich erquickte, ging zu Grunde, es sprengte den Bouchon aus und die Matratze sog den herrlichen Saft ein; ich lag in einer schönen Ordnung, man konnte weder abwaschen noch trocknen, denn meine Köchin war sehr commod.

Des Nachts lag ich öfters in starkem Schweiß, dann fing ich wieder an zu frieren, denn die beiden Türen unten an unsern Betten waren die ganze Zeit gegen einander offen, wenn der Nebel noch so dick und der Wind noch so kalt sauste. Ich bekam einen trockenen Husten und magerte schrecklich ab, denn mir mangelten die erquickenden Speisen. Die Bouillon waren schlecht, unbrauchbar, wie Leim. So oft ich merkte, daß wieder ein Körper ins Meer versenkt wurde, dachte ich ganz kalt, das nächste Mal kommts an dich, denn ich war wie ein Gerippe. —

Eines Abends überfiel es meinen 1. Mann, er hatte sich stark verkältet. Was ich jene Nacht ausgestanden, weiß nur Gott; ich dachte, soll ich das noch erleben, sind meine Leiden noch nicht groß genug, denn es raffte einige Männer schnell weg. Doch Gott sei dank, der bittere Kelch ging an mir vorüber. Obschon ich nicht mehr allein gehen konnte, versuchte ich doch zuweilen bei ruhiger See, in einer warmen Mittagsstunde das Krankenbett zu

verlassen, und mein l. Mann führte mich dann in eine Ecke nahe bei der Kajüte, wo ich halb liegend mühsam weilte, und dann wieder in die Krippe kroch. Wir konnten nicht einmal aufsitzen in unsern Betten, wenn ich meine Faust auf die Stirne legte, so berührte ich schon sein Bett. Mein Geist weilte bereits immer bei Euch, Ihr Lieben, die Sehnsucht nach meiner l. Heimat war groß. Ich hatte es sehr unruhig, denn alle, die in die Küche oder aufs Verdeck oder hinunter gehen mußten, reisten bei mir vorbei. Das ging ohne Unterbruch vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Ich sah nicht einmal einen Meerfisch.

Unser Capitain war stark nördlich gefahren, wir hatten meistens kalt, viel Nebel und Regen. Meine warmen Unterhosen kamen in den Keller, deßwegen erkältete ich mich jedesmal, wenn ich aufstand. Kurz, jetzt würde ich *alles* anders einrichten, ganz andere Lebensmittel mitnehmen. Die Cajute-Passagiere beneidete ich, so oft sie zum Essen klingelten, wie sehnte [ich] mich nach einem Hühnerbeinchen etc. Sie hatten immer zur bestimmten Zeit gut und *reinlich* zu essen, schöne Betten, Sofa, Sessel, frische Luft nach *Bedürfnis*, kurz, alle Bequemlichkeiten. — Wenn endlich der Ruf 'Land!' ertönt, da glaubt man den Himmel errungen zu haben.» [B₃]

Nach Johann Kaspar hatten aber diese Auswanderer «eine gute Fahrt». Das einzige Unglück war der Ausbruch der Cholera; «sie raffte 6 rohe rüstige Kerls weg, und drei kleine Kinder starben.» Er für seinen «Teil würde [sich] gar nichts daraus machen, heute oder morgen auf die See zu gehen.» Da er Amerika, wie seine späteren Briefe zeigen, als Heimat empfand und zugleich Verwandte nach New York zu locken hoffte, empfand er die Beschwerden der Seereise als durchaus erträglich und selbst die Todesfälle als Teil der natürlichen Ordnung der Dinge.

Aber warum war das Ehepaar Honegger-Hanhart ausgewandert? Was führte sie in die neue Welt? Die erreichbaren Dokumente erlauben wenigstens eine Teilantwort auf diese Fragen und machen zugleich verständlich, weshalb Johann Kaspar mit Verachtung Europa den Rücken kehrte.

II.

Wilhelminas Berichte deuten an, daß sie kaum aus eigenen Stücken vom kleinen Dorf Felben in die Großstadt New York übersiedelte. Sie gehörte anscheinend zu denen vielen Auswan-

derern, die zwar aus Treue zum Ehepartner wegzogen, aber von sich aus lieber in der angestammten Heimat geblieben wären. Es erstaunt um so weniger, daß sie vom Heimweh geplagt war und sich auch später nur schwer in die neuen Verhältnisse einzuleben vermochte. Dies war vielleicht auch durch ihr Alter bedingt. Wilhelmina, die aus Steckborn stammte, war bei ihrem Wegzug 40 Jahre alt. Sie war am 17. Mai 1809 getauft worden und hatte am 19. Februar 1838 in Stäfa den 23jährigen Johann Kaspar Honegger von Dürnten, der in Uerikon als Lehrer wirkte, geehelicht.¹²

Johann Kaspar war ein Sohn von Hans Caspar Honegger (1774—1826), der in der Schlieren, Gemeinde Dürnten, einen Bauernhof führte, und von Regula, geborene Heß (1780—1829) von Wald. Er hatte 13 Geschwister, von denen im Bürgeretat von 1840 acht aufgeführt wurden. Danach wohnte der älteste Bruder namens Johannes (1805—1863) in der Schlieren; Hans Rudolf — er wurde 1851 von Johann Kaspar vergebens zur Übersiedlung nach New York angehalten — war am 3. März 1811 getauft worden und hatte sich am 23. Juni 1834 verheiratet.¹³

Johann Kaspars Lehrerlaufbahn verlief im ganzen unglücklich. Er wechselte seine Stelle öfters. Zur Zeit seiner Heirat amtierte er in Uerikon, vom Herbst 1839 bis 1841 lehrte er in Hinteregg bei Zürich. Dann war er Schulverweser in Glattfelden. Am 2. Oktober 1842 wurde er mit knapper Mehrheit zum Reallehrer in Bülach gewählt, wo er bis 1847 wirkte. Von 1841 an wollten Klagen gegen seine Schulführung nicht verstummen.¹⁴ Die folgende, von neun Eltern unterzeichnete Klageschrift aus Bülach, datiert den 28. März 1843, ist für die erhobenen Vorwürfe typisch:¹⁵

¹² Dürnten Bürgeretat 1840; Staatsarchiv Zürich E III 30.14, p. 169, Nr. 455.

¹³ *Ibid.*, p. 40, Nr. 130; auch Dürnten Pfarrbuch 1803—1867, *ibid.*, E III 30.3, p. 40 und p. 635, Nr. 2.

¹⁴ Die Daten aufgrund von Heinrich Müller, *Egg bei Zürich* (Egg 1975), p. 176; Akten in Mappe Bülach 1811—1875, *ibid.* U 33 a 1, vor allem unter folgenden Daten: 1842: 2. Oktober; 1843: 20., 28., 31. März, 1. Mai, 4. und 20. Juli, 6. Oktober, 7. November; 1845: 10. Juni, 30. August und 5. Dezember; 1846: 25. Februar; 1847: 11. Januar und 8. Februar.

¹⁵ *Ibid.*, Dokument 28. März, 1843.

«Tit.

An die lobliche Gemeindeschulpflege Bülach!

Herr Präsident, verehrte Herren Schulpfleger!

Durch die neulich stattgefundenen Mißhandlungen eines Töchterleins in Nußbaumen, durch den Herrn Reallehrer Honegger in Bülach — welcher Fall klagend eingeleitet worden, finden sich die Unterzeichneten für sich und im Einverständnis der meisten Familien-Väter hiesiger Schulgenossenschaft ebenfalls veranlaßt, klagend gegen den gleichen Lehrer auftreten zu müssen, und zwar teilweise wegen ähnlichen groblichen Mißhandlungen ihrer eigenen Kinder, so wie dann aber auch besonders, über dessen Schul-Geschäfte selbst. Wir glauben nämlich:

1. Es liege in dem Sinne des Schulgesetzes, der Lehrer solle die Kinder mit Liebe und ernsten Vorstellungen zum Gehorsam und Lernen zu bringen sich bemühen. Nun geben wir zu, der Lehrer dürfe im Notfall, das heißt, wenn Liebe und ernste Vorstellungen durchaus nichts mehr vermögen, körperliche Strafen anwenden, jedoch auch dann mit möglichster Schonung und an solchen Teilen des Körpers, wo keine nachteiligen Folgen daraus entstehen können.

2. Der Lehrer habe die heilige Verpflichtung auf sich, die ihm anvertrauten Kinder nicht nur zu Weltmenschen, sondern vor allem aus, im Sinne und Geiste unserer Allerheiligsten Religion nach der Lehre Jesu Christi zu würdigen Gliedern der Christlichen Kirche und einstigen Bürgern des Himmels zu bilden und zu ziehen.

Da nun aber obbenannter Herr Reallehrer Honegger diese Haupt-Momente nicht beachtet, sondern unsere Kinder auch um des geringsten Fehlers willen, mit der strengsten Härte behandelt, die Schweizergeschichte als einzigen Haupt-Gegenstand betrachtet, die Kinder ernstlich zum Auswendiglernen derselben anhält und so der größere Teil der Zeit in und außer der Schule damit aufgeopfert werden muß, dagegen das Lesen im Catechismus, und namentlich im neuen Testament, auf's äußerste vernachlässigt, so daß er seit der Zeit seines Lehrerstandes in hier 3, *sage drei* einzige mal, und zwar im ganzen *ein* Kapitel darinnen lesen ließ, ja sogar einmal gesagt haben soll: 'Ihr Kinder, ich würde es lieber sehen, wenn ihr statt im Testament, im Real- oder einem andern Buche lesen würdet'. — Was sollen, was können wir von einem solchen Lehrer halten und hoffen, gibt er

sich nicht offen als ein Verächter, man darf wohl sagen, ein absichtlicher Unterdrücker der Geistlichen Lehre und Religion zu erkennen, und können geistliche Väter darüber gleichgültig sein?

Dann endlich haben wir aus sicherer Quelle vernommen, daß obbenannter Lehrer, als er sich um diese Lehrerstelle beworben, ein Zeugnis unterschlagen habe, welches, so es vorgelegen wäre, die Folge gehabt hätte, daß er nie gewählt worden sein würde. Und einem solchen Lehrer können und werden wir unsere Kinder durchaus nicht mehr anvertrauen und übergeben.»

Ein unparteiliches Urteil ist in dieser Angelegenheit nicht leicht zu gewinnen und würde wohl nur aufgrund einer Spezialuntersuchung möglich. Die Sichtung der hauptsächlichen Dokumente scheint aber folgende Einzelheiten sicherzustellen:

1. Johann Kaspar Honegger muß verschiedentlich seine Schüler körperlich schwer bestraft haben in einer Zeit, die diesbezüglich kaum zimperlich war.

2. Er neigte anscheinend dem Liberalismus zu und hatte für die Gläubigkeit der traditionsverbundenen und oft tieffrommen Landleute nicht viel übrig. Seltener Gottesdienstbesuch unterstrich seine abschätzigen Bemerkungen über das Neue Testament und die minimale Berücksichtigung religiöser Themen in seiner Lehrtätigkeit.

3. Er scheint ganz allgemein keine Befriedigung in seinem Lehramt gefunden zu haben und betrachtete später jene Jahre als Verlust wertvoller Zeit.

Der Bericht der «Gemeindsschulpflege Bülach an die Tit. Bezirksschulpflege Bülach zu Händen des hohen Erziehungsrates Zürich» vom 4. Juli 1843 führte beispielsweise aus, es zeigten «die Visitationsberichte von Mitgliedern der Pflege an, daß nicht selten, wenn sie um 8 Uhr in die Schule gekommen, sie noch über eine halbe Stunde auf das Eintreten des Lehrers haben warten müssen, und daß sie ihn öfters am Pulte sitzend und Briefe schreibend angetroffen haben.» Aus den Aussagen der Kinder gehe hervor, meldete der Bericht weiter, «daß Herr Honegger, wenn er ihnen Aufgaben im Rechnen und andern Fächern gegeben, ihnen das Unbegreifliche oder ihnen Unverständliche nicht erklärt, dagegen sie für jeden Fehler streng bestraft habe und in der Zwischenzeit am oder auf dem Pulte sitzend geblieben sei.» Eine frühere Beschwerdeschrift vom 24. Februar 1841, die von 18 Eltern der Schulgemeinde Hinteregg unterzeichnet war

— vielleicht jenes Dokument, das er bei der Bewerbung um die Lehrerstelle in Bülach unterschlagen haben soll — klagte ebenso über «tagelange Einstellung der Schule ohne Meldung an die Schüler [und] Unordnung in Schulstube und Lehrmitteln.»¹⁶

War Johann Kaspar Honegger tatsächlich ein launischer und gelegentlich pflichtvergessener Schulmeister oder aber ein Opfer von «intellectuell beschränkten Eltern oder Hausvätern, die keinesfalls befähigt sind, sich über Bildungsfächer und Lehrmethoden ein evidentes Bild zu machen oder ein kompetentes oder richtiges Urtheil abzugeben, sich aber anmaßen, es zu tun», wie ein Schreiben der Schulpflege Hinteregg zur Verteidigung Lehrer Honeggers ausführte?¹⁷ Waren vor allem die Pfarrherren Salomon Hirzel (1801—1843) und Johann Waser (1805—1883) als Präsidenten der Gemeinde-, beziehungsweise Bezirksschulpflege dem antireligiösen Lehrer feindlich gesinnt und darauf bedacht, ihn aus dem Lehramt zu entfernen?¹⁸ Sicher ist, daß Lehrer Honegger einerseits vom Gericht der Unterschlagung eines Zeugnisses freigesprochen wurde. Andererseits unterstützte der kantonale Erziehungsrat die Strafmaßnahmen der lokalen Schulbehörden, die Suspension, Lohnentzug und scharfen Verweis eingeschlossen. Er lehnte das Rechtfertigungsschreiben des Angeklagten als ungenügend ab, stellte ihn unter strenge Aufsicht und verlangte regelmäßige, besondere Rechenschaft über seine Unterrichtsführung.

In den Jahren 1845 und 1846 wurden erneut Klagen laut. Im Januar 1847 suchte Lehrer Honegger krankheitshalber um einen Stellvertreter nach, am 8. Februar bat er endlich um endgültige Entlassung aus dem Schuldienst, eine Bitte, der anscheinend nur allzugern entsprochen wurde.¹⁹ Zwei Jahre später, vielleicht bestärkt durch das Fehlschlagen der liberalen Revolution in Deutschland, kehrte Johann Kaspar Honegger Europa den Rücken, um in den Vereinigten Staaten eine ihm angemessenere Heimat zu suchen.

¹⁶ *Ibid.*, 4. Juli 1843; Müller, *Egg* (Anm. 14), p. 176.

¹⁷ Müller, *ibid.*, p. 178—179, Faksimile des Dokuments.

¹⁸ Pfarrer Hirzel zeichnete das Dokument vom 20. März 1843, Pfarrer Waser jenes vom 31. März 1843; zu den Lebensdaten siehe Emanuel Dejung und Willy Wuhrmann, *Zürcher Pfarrerbuch 1519—1952* (Zürich 1953), p. 342 und p. 599.

¹⁹ Mappe Bülach (Anm. 14), besonders Dokumente vom 30. August 1845, 11. Januar und 8. Februar 1847.

III.

Ähnlich der Ozeanfahrt waren auch die ersten Wochen und Monate in New York für Wilhelmina eine schwere und vom Heimweh erfüllte Zeit. Krankheit, schlechte Unterkunft und einsame Stunden — verschärft durch eine fremde und wirre städtische Umwelt, die ihrer Gemütsart nicht wohlbekam — plagten die Einwandererfrau. Ihr Mann hingegen war von der Aufgabe des wirtschaftlichen Neuaufbaus und der sozialen Einwurzelung fasziniert. Er hatte große Pläne und fühlte sich in der laissez-faire Welt New Yorks daheim und nur durch den Mangel an Kapital behindert. Die Auswanderer entwarfen daher in ihren Berichten ein recht verschiedenes Bild der neuen Umwelt, in der sie heimisch zu werden suchten.

WILHELMINAS BERICHT

Die ersten Wochen

«Wir logierten in der Schweizerhalle. Wenn ich nur eine halbe Viertelstunde gehen wollte, so bekam ich in den Beinen, wo die Waden gewesen, so gräßlich den Krampf, daß ich gerade absitzen oder abliegen mußte. Ich war sehr schwach. Ich konnte im Hause ein paar warme Bäder nehmen, welche mir sehr wohl behagten. Das immer wachsende Gerumpel der Wagen und das Getümmel auf der Straße war mir entsetzlich, so etwas könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht ist keine Minute Ruhe. O wie sehnte ich mich zu Euch ins stille Kämmerlein. Ich wehrte mich, und als ich wieder gehen konnte ohne bei jedem Tritt einen heimlichen Schmerzensseufzer, dankte ich Gott. Ich nahm 3 kalte Meerbäder, das Bad für 2 Schillinge oder 10 Batzen, die sind zu teuer. Man kann hier nicht im offenen See baden wie bei uns. Das stärkte mich und ich erholte mich so nach und nach in der frischen Luft. Ich saß vormittags und nachmittags ein paar Stunden am Gestade des Meeres, träumte mich zu Euch und wünschte Euch mit den 1. Kindern so herzlich neben mich, daß ich oft froh war, gestört zu werden, wenn die Sehnsucht mich überwältigen wollte.

Einige von unsern Passagieren raffte die Cholera schon in den ersten Tagen schnell weg, auch wir blieben nicht ganz verschont;

wir hatten zuerst einen Cholera-Anfall und später die rote Ruhr, die auch viele in die Ewigkeit führte und sehr schmerzhaft ist. Man wollte uns einen Arzt aufdringen, allein die Deutschen sind meistens Quacksalber. Wir kurierten uns mit Gerstenschleim, Extrait d'Absinth und nichts essen. Wir sehnten uns sehr nach eigenem Herde, denn die amerikanische Kost schien uns nicht zu behagen. Endlich nach 3 Wochen fing ich an zu kochen. Das kam mir spanisch vor, denn man hat hier keine Künste, man kocht mit Holzkohlen, stellt einen Kessel darauf, und zwar auf dem Boden; ich dachte, das wäre besser für Dich, l. Schwester, Du kniest lieber als ich, das Bücken gibt Rückenweh, und meinem Kopfe wollte es gar nicht gefallen, denn ich war noch schwach. Wir hatten wieder unsere tägliche Fleischsuppe und befanden uns bei dem einfachen viel besser.

Mein l. Mann meinte es gut mit mir. Er mietete ein kleines Stübchen und Kämmerlein und vis-à-vis einen Keller zur Liqueurfabrication, aber o weh, die erste Nacht stachen uns jämmerlich kleine Tierchen, eine volle Stunde trieb dies uns im Bette hin und her. Endlich wars nicht mehr zum Aushalten, wir glaubten, die Muskiten seiens, über welche sich alle klagten, und [die] Hände, Arme und Gesicht zerbissen hatten. Aber sieh einmal dieses amerikanische Spektakel an, wir machten Licht, und nehm's der Teufel, Millionen Wanzen, klein und groß, wie Sand am Meer! *Das war eine Nacht*, je mehr wir töteten, je mehr wir sahen, so gings 3 volle Nächte, ob wir das Bett auf den Boden oder auf die Kisten legten, das war gleichviel. Daß ich bitterlich weinte, wirst Du begreifen, denn ich bedurfte den Schlaf zu sehr. Wir klagten dieses Elend Bekannten, allein zum Troste hielten wir zur Antwort, daß es hier in den meisten Häusern Wanzen habe, wir seien vielleicht aber auch in das schlimmste Nest geraten.

Die Hitze ist größer als bei uns. Wir mußten uns bequemen, Flanelle auf dem Leibe zu tragen, wie die meisten Leute, denn der Wetter-Wechsel ist sehr empfindlich; die leinenen Hemden sind hier gar nicht gesund, man erkältet sich leicht. Obschon man hier den Rent (Zins) vom Logis immer einen Monat voraus bezahlen *muß*, so entschlossen wir uns, in den Keller zu ziehen, dort zu schlafen und zu wohnen. Hier hatte es nur schwarze Käfer und viele Ratten, die mir meinen hellen Rock zernagten, das war noch heilig gegen die verdammten Wanzen, obschon ich

mit großen Augen die großen Ratten anstaunte. War ich so allein, und das war meistens der Fall, in dem halb dunklen Kellerloch saß, das Bett auf dem Boden, kein Tisch, kein Stuhl — kurz, wenn Ihr, meine Lieben, mich dort sitzen gesehen hättet, wie traurig und armselig, Ihr hättet mindestens gerufen: 'Ach Gott! weilest Du in einem Kerker, Schwester! Wir kommen Dich zu befreien!'

Mein 1. Mann stöberte meistens in der Stadt herum, um ausfindig zu machen, wie und wo er den Weingeist und Zucker am besten erhalten könne. Denn wenn man keine Freunde in Amerika hat, die einen im Anfang getreu leiten, ist es sehr schwer, schon der Sprache wegen, ein solch bedeutendes Geschäft anzufangen. Wir sagten oft zueinander, wie schön hatten's wir bei Hause, wie sehnlich wünschte ich mich in die Felber Stube, hinter den Ofen, wo es auch dem 1. Louis so wohl gefiel, und ins stille Kämmerlein. 4 Wochen hausten wir in diesem Keller, mir schien es länger zu sein. Wir sind nun in einem schönern Keller und haben eine kleine Wirtschaft. Es sind 2 große Räume, ziemlich hell, aber doch feucht und die Luft dumpf. Wir dankten Gott, als wir den ersten Cent einnahmen, denn man hat viel Sorgen und Kummer, wenn das deutsche Geld verschwindet und man noch nicht überzeugt ist, ob es möglich ist, das Leben zu machen.²⁰ Es ist wirklich von großer Wichtigkeit, die Heimat an ein fremdes Land zu tauschen, wenn man nicht das Glück hat, wahre Freunde hier aufsuchen zu können, die schon eine geraume Zeit hier leben, die mit der Sprache, Gesetzen und Sitten bekannt sind, das ist mehr als Geld.

Nach einem halben Jahr

Meine Geliebten! Schon im Anfang September schrieb ich diese Zeilen und glaubte dieselben schon bald bei Euch, aber ach, nun fange ich im März wieder an. Bis zum Neujahr plagte ich meinen Mann immer, warum ich auch so lange auf seinen Brief warten müsse, und wurde oft recht böse. In einer Beziehung hat er freilich recht, er kann Euch eigentlich jetzt nach schon so vielseitiger Erfahrung mitteilen, ob und wie man sein Leben

²⁰ Anglizismus: «To make a living», sich den Lebensunterhalt verdienen.

machen könne, aber man hätte ja später wieder schreiben können. Ja, tausend Stunden hat es mich schon beunruhigt, daß Ihr noch ohne Nachricht seid. . . . Bis zum Neujahr gings bei uns in Hinsicht der Gesundheit ziemlich gut, dann aber überfiel meinen Mann das Gallenfieber, er erholte sich aber Gott sei Dank bald wieder. Am 21. Januar überfiel mich das kalte Fieber sehr stark, ich lag 3 Wochen tief im Bett, wurde sehr schwach, dazu bekam ich noch die wilden Blattern; ach Gott, wie verlangte mich nach Dir, liebe Schwester. Du kamst einmal ganz natürlich mit der l. Louise an der Hand auf mich zu und ruftest: 'Endlich, da ich Euch nach so vielen Mühen und Gefahren errungen, finde ich Euch tot, und leblos sankst Du zu Boden. Gott, wie war mir!! — Der Winter dauert hier so lange wie bei uns und ist oft sehr hart; Gott Lob, daß er bald überstanden ist.

Vom Leben in der Großstadt

Die Stadt Newyork ist *sehr groß*, ich habe erst einen kleinen Teil davon gesehen, sie ist ganz mit Wasser umgeben. Wenn ich Zeit hatte, so ging ich gewöhnlich in einen Park, wo ich einen schönen Springbrunnen zu bewundern hatte, aber es war mir so allein unter so vielen fremden Gesichtern bald zu langweilig. Ich wünschte jedesmal eins von Euch, Ihr Lieben, an meinem Arm oder Hand. Wenn ich bei den schönen Läden vorbei ging, so dachte ich, wenn ichs doch nur Dir, liebe Julie, zeigen könnte, oder dem l. Louis und Louise; besonders als ich einmal eine Menge aller Arten Vögel sah, worunter schöne Papageien plauderten, diese hätten gewiß die Kinder erfreut. Louis, willst Du nicht einmal Deinen Oncel und Tante in Amerika besuchen? Du mußt aber zuerst noch recht viel in der Schule lernen, besonders englisch, damit Du auch mit den schwarzen Menschen sprechen kannst. Man sollte die Kinder englisch lehren, denn was für eine Menge Menschen von Europa kommen, ist merkwürdig. Wenn Du, liebe Schwester, mit Deiner Haushaltung hier wärest, dann könnte ich mich so ziemlich in die neue Welt schicken, dann hätte ich alles bei mir, was mir lieb ist. Du kennst das Bedürfnis einer vertrauten Freundin!

Sieh, hier bedarf man es noch mehr als bei Hause. Der Mann, der gehört in dieser großen bewegten Weltstadt seinen Geschäf-

ten. Eins muß immer die Wirtschaft hüten. Gehe ich im Sommer an einem Abend allein aus, ach wie dünkt es mich dann so einsam, so langweilig; könnte ich diese Stunde mit Dir teilen, das wäre ein ganz anderes Leben. Die gesprächige Louise an der Hand, Louis und Karl voraus, o die würden mir meine Gedankenwelt vertreiben. Und wenn der freundliche Jakob mit seinen großen schwarzen Augen die alte Tante anlächelte, was wollte ihr dann noch fehlen? Könntest Du Dich entschließen zu uns zu kommen, so schaffe doch gar nichts mehr an, weder was Du durchaus nicht entbehren kannst, denn hier ist alles anders.

Jede Woche wird alles Schmutzige gewaschen, man hat keinen Platz, dieses zu bewahren, Kleider hat man auch nicht viel, aber sehr schöne und deswegen immer nach der Mode. Meinen Mann ärgern seine vielen Röcke sehr, denn hier trägt weiblich und männlich alles sehr lange Taille, so daß unsere auffallend kurz scheinen. Im Sommer werden nur ganz helle, leichte Stoffe getragen. Die Kinder kleidet man bewundernswürdig schön, so sah ichs in Zürich nie, es ist eine ganz eigne Tracht. Oft kleide ich in stillem Gedanken Louise so amerikanisch an. Ach, das wäre mir eine Herzensfreude! Sag ihr, sie müsse dann weiße Hosen haben, einen himmelblauen Rok, weiße Schürzen, aber ganz anders als bei uns, allerliebste cameil, leichte runde Federhütchen, sie sind wunderschön, wenn ich ihr nur eins schicken könnte. In die Haare flicht man blaue oder rosa Band anstatt schwarze; niedliche gefärbte Stiefelein. Obschon sie aber im Sommer Hals und Arme nackend lassen, so tragen doch die meisten leichte Flanell Hemdchen, wie die Erwachsenen.

Ich bin überzeugt, l. Julie, daß auch Du hinsichtlich Deiner Rheumatismen Dich besser befinden würdest, wenn Du statt Deinen leinenen Hemden flanelle, ganz leichte dünne auf den Leib und das leinene darüberziehen würdest. Wenn Du zwei hast, die bis an die Knie reichen, so kannst Du immer wechseln, aber sie müssen viel weiter und größer geschnitten werden, als man sie braucht, denn sie gehen stark ein durchs Waschen, dürfen nie recht warm gewaschen werden. Überwurfmäntel sind hier ganz außer Kurs, man sieht nur Bettlerinnen mit solchen alten herumziehen. Man trägt eine Art Mäntel wie meine schwarze Mantille, mit Fransen garniert; häufiger aber werden von allen Stoffen und Farben wattierte Jacken getragen, oft mit Pelz verbrämt, Pelzkrägen ungefähr wie das Deinige, länger und

größer, große schöne Muffe, weiße und rosa Gros de naples Hüte mit Federn. Schleier trägt fast jede Magd. Über unser Schuhwerk sind wir froh; man kauft hier auch billige, aber schlechte. Die Handschuhe, die Du mir geschickt, nahm ich gerne an. Wir würden uns ganz anders einrichten, wenn wir noch einmal nach Amerika reisten. Wenn Ihr entschlossen seid, so schreibe ich Dir genau, was Du bringen sollst und was nichts nutzt.

Als mein Mann krank war, ging ich geschwind in einen Store, um Nötiges einzukaufen, und quel malheur, ich verlor mein Pelzchen zum größten Verdruß. Das Band muß abgefallen sein. Nun wäre ich froh, ich hätte noch ein Pelzkräglein gekauft, denn die Seeluft schneidet sehr kalt. Sie sollen hier teuer sein. Man trägt auch dicke große doppelte Shawls, die geben so warm wie Mäntel, alle buntfarbig. Seidenstoffe sind teuer, auch der Sammet. Die Sammetjacken sind zu schön.

Zur Kirschen-Zeit wünschte mich ein paar Wochen in die Schlieren zur Bäbe, denn sie hat uns voriges Jahr manchmal erquickt mit ihren großen Körben voll Kirschen. Erstens durfte man der Cholera wegen keine Früchte genießen, und später, wenn auch in großer Menge sich auf dem Markte befanden, dünkten mich alle Früchte so teuer, daß ich dachte, was hab ich davon, wenn ich auch einmal 12 cent hinwerfe und den Gelust büße, dann habe ich eigentlich doch nichts, und so verschmerzte ich freilich mit Mühe die bei uns so erfreuende, erquickende Früchtezeit. Was die amerikanischen Früchte sind, liebe ich nicht. Himbbeeren soll man selten sehen. Die Trauben sind sehr gut, ich habe einen einzigen versucht.

Gemüse hats von allen Arten, Milch und Butter sind teuer. Sehr widrig ist der eingesalzene Anken zum Kochen, der schmeckt den Deutschen nicht. Man bekommt keinen eingesottenen Anken, wie bei uns. Daher kochen viele mit Schweinschmalz, aber es tut nicht jedem gut. Wir brauchen wenig Anken, denn wir haben unsere Schweizerkost, tägliches Rindfleisch und Suppe, Gemüse aus dem Fleisch, das ist das einfachste, und zweimal Caffee, der hat aufgeschlagen. Cacao ist nicht teurer, aber recht gut. Die meisten Schweizer fahren der amerikanischen Kocherei nach, da gibts eine ganze Mahlzeit, sieden, braten und backen. —

Madame Wellauer, hier wird man nämlich Madame tituliert, soll auch meistens krank auf dem Schiff gewesen sein, aber doch konnte sie täglich ein großes Quantum Weinpunsch trinken etc., deswegen glaube ich, sie sei nicht so sehr angegriffen gewesen. Ein gewisser Schreiner Fischer von Ellikon hat die Kocherei übernommen, Wellauers wären sonst auch übel dran gewesen; er soll sich gar nicht zu helfen gewußt haben. Der Schreiner arbeitet hier in der Stadt bei einem Meister, er kommt alle Sonntag zu uns, er hat im Sinn, so bald es seine Umstände erlauben, Frau und Kinder kommen zu lassen, will aber vorher noch drinnen im Lande sich umsehen, wo er am besten sein Leben machen könne.

Wellauers sind also in Augusta²¹, sie schreibt einen ziemlich kalten Brief; in Havre empfangen wir einen ganz andern, warum weiß ich nicht, es scheint als ob wir ihnen nicht genug getan hätten. Sie schreibt, bei ihnen sei alles im Reinen, das ist viel gesagt; ich glaube aber, sie habe es gut, denn sie wohnen beim Bruder im gleichen Hause. So viel ich sah, ist sie Meister. Sie hatten 2 Zimmer oben in unserm Hause gerentet und blieben 4 Wochen hier. Es kam sie billiger als uns in der Schweizerhalle.

Das Plätteisen hat mir viele Tränen und trübe Tage gekostet; mein Mann machte mir Vorwürfe, daß es so teuer war, aber so unsinnig dachte ich mir Wellauers nicht; um die Hälfte Geld hätte ich ein gutes gekauft. Das sieht wirklich ihnen gleich, die Namenszüge kosten natürlich viel. Das ärgert mich noch am meisten, denn das nützt nichts. Wir kauften ihnen einen Centner Apfelstücke ab, und sein Bruder kaufte uns für 20 Dollars Liqueur ab, und so wurde denn das Eisen verschmerzt, das mir so viel Kummer machte. Vielleicht daß sie deswegen unzufrieden ist, es wurde ihr allerdings keinen Dank dafür erstattet.

²¹ Ob es sich um einen Ort Augusta handelt ist ungewiß; nach der *National Cyclopedia of America Biography* III (New York 1893), p. 71, war im Jahre 1849 ein Jakob Wellauer, 1840 im Kt. Thurgau geboren, mit seinen Eltern Heinrich und Anna Wellauer in die Vereinigten Staaten übergesiedelt. Zunächst wohnte die Familie in Buffalo, dann in Milwaukee, wo Jakob Wellauer später ein wohlhabender Geschäftsmann wurde.

Eine Hoffnung

Soeben las ich meines Mannes Brief an Euch und sehe, daß *er* Euch alles Wichtige geschrieben hat. Doch ich hoffe, daß Ihr auch Geduld habet, das Unbedeutendste zu lesen, nicht wahr, mein lieber Schwager, Du begreifst, daß ich die Wirtschaft meistens allein hüten muß, und daß Du die paar Stunden täglich Ausgehen oft vielfach verdoppeln muß, denn man kommt in einer so großen Stadt nicht so weit in 2 Stunden, wenn man Geschäfte von der Art zu machen hat, die sind nicht so schnell abgetan wie in einem Handelshause. Ich weiß auch, Du bist ein Freund der Natur, sonst hätte Dein dicker Bauch den Bachtel und den Lauf gefürchtet. Schon im Stillen freue ich mich auf Deine Auswanderung.

Ich denke, wir renten [mieteten] zusammen ein Haus, wie die meisten es tun, so bald es ihre Umstände erlauben. Der vorige Platz rentet man ordentlichen Leuten aus, jeder Winkel hat seine Bewohner, und so sitzt man oft recht wohlfeil. Wenn dann auch uns immer [einer] das Geschäft hüten muß, so sind dann doch immer noch unser 3 Personen, die mit unsern lieben Kindern spazieren können. Man geht hier am Sonntag meistens aufs Land. Mit dem Dampfer kann man per Kopf 4 Cent in kurzer Zeit auf dem Lande sein. Mit der Eisenbahn kostet es mehr und ist weniger angenehm. Herr Wellauer von Augusta hat mich und Wellauers einmal eingeladen, nach Hoboken, wo wir einen vergnügten Abend hatten. Aber seit dem? Wo wollte ich *allein* hingehen???

Was kümmern mich die Ballgeschichten, Konzerte, Theater etc. Natur! Natur, Du bist mein einziges Vergnügen! Wenn ich das entbehren muß, so entbehre ich wirklich *alles*. Erst dann wenn Ihr, meine Lieben, bei uns seid, wird Amerika meine Heimat werden, jetzt aber weilt mein Geist täglich in Eurer Mitte und meine Sehnsucht bleibt ungestillt.

Am 19. dies wollten wir unsere Briefe abgehen lassen, Honegger schrieb des Nachts noch fertig, ich aber kanns bei Nacht nicht, deswegen müssen wir noch 14 Tage warten, bis wieder ein Schiff abgeht. Verzeihet meinem Durcheinander, ich werde oft gestört, und dann gehts nicht besser. Am 16. dies bin ich das erste Mal wieder ausgegangen, und nun kann ich Gott Lob unsere Lebensbedürfnisse wieder selbst einkaufen; wir waren oft in

großer Verlegenheit, denn im Hause sind keine Kinder, und niemand, der man schicken könnte. Fragt den l. Louis, ob er der Tante nicht postellieren wolle, er käme wahrscheinlich niemals zurück ohne interessantes gesehen zu haben. Er würde manches anstaunen. Wir bereuen sehr, daß wir seines Bruders Sohn Andreas nicht mitgenommen, denn dieser käme uns sehr wohl. Wie befindet sich Frau Sulzberger und alle unsere guten Freunde und Bekannten? Ich bitte Euch, schreibt uns bald. —

Traurige Nachricht

Am 26. März. Gestern Abend kommt mein l. Mann mit einem Briefe in der Hand ganz traurig nach Hause. Ich traute kaum meinen Sinnen, Deine Handschrift, l. Schwester, ach Gott! welch traurige Nachricht, unsere gute liebe Louise weilt nicht mehr bei Euch, sie darf ich im Geiste nicht mehr in Eurer Mitte suchen —, das kann ich kaum fassen, denn ich liebte das gute Kind recht herzlich, und manche Stunde beschäftigte ich mich mit der teuren Entschlafenen und freute mich unendlich auf sie. Nun fragt sie nicht mehr nach der Tante, ach l. Julie, im Geiste besuche ich nun recht oft mit Dir ihre Ruhestätte, und tausend Tränen weihe ich der uns allzufrüh Entrissenen; das ist wirklich ein schweres Opfer; ja mein Herz blutet mit dem Deinen.

War das eine Ahnung in meiner Krankheit?? Als das Fieber mich so furchtbar schüttelte, wünschte ich zu sterben, aber auf dem Kirchhof in Felben zu ruhen. Pflanze in meinem Namen ein Blümchen auf den teuren Grabeshügel. Der Allmächtige möge Euch vor fernem Leid bewahren. Sorge für Deine Gesundheit, damit Deine lieben 3 Knaben die mütterliche Pflege nicht verlieren. Schreibt uns doch recht bald, so Gott will, schreibst Du mir bald, daß Du Dich wieder ein wenig erholt habest. Gott stärke Dich!» [B₃]

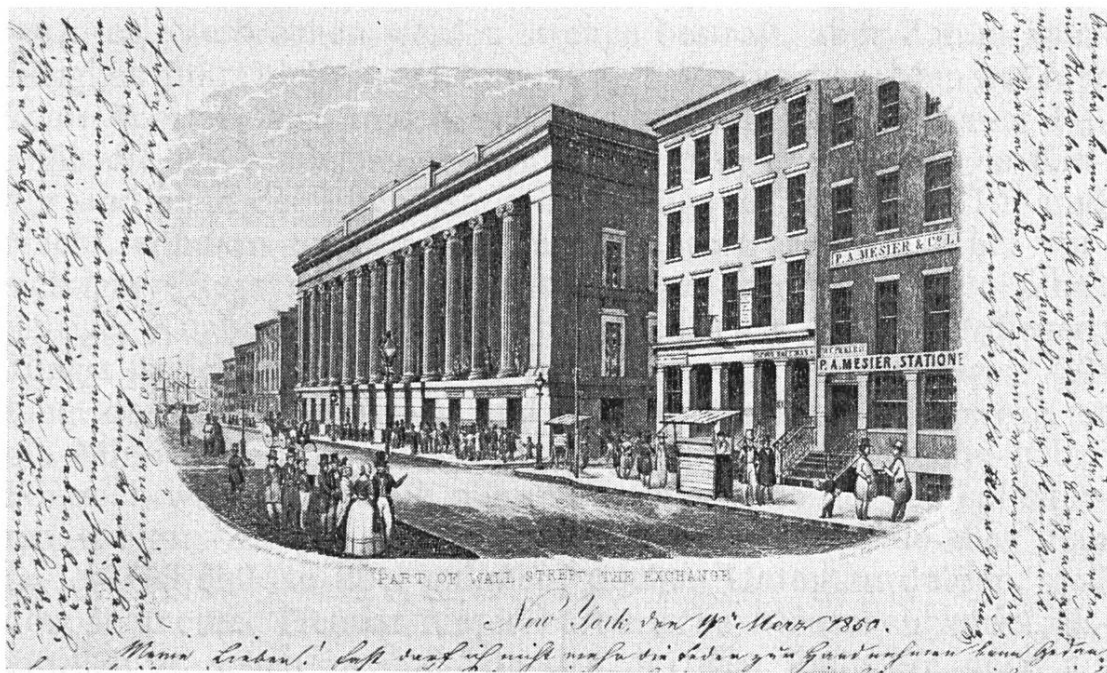
New York, den 17. März 1850

«*Meine Lieben!*

Fast darf ich die Feder nicht mehr zur Hand nehmen beim Gedanken, daß ich meiner Pflicht gegen Euch so lange nicht nachgekommen bin. Aber verzeiht mir. Es ist nicht Gleichgültigkeit gegen Euch; nein, Ihr dürft mirs glauben, die Ursache ist, die Sorge um die nächste Existenz und der feste Wille, Euch Wahrheit, nur Wahrheit zu schreiben, und dazu waren einige Monate Erfahrung notwendig. Ich habe in Europa oft Briefe aus Amerika gelesen, die zu sehr den Vorurteilsstempel an sich trugen. Die einen wurden dadurch veranlaßt, ihre leidliche sichere Existenz an Illusionen von ungeheurem Reichthum zu vertauschen, die andern wurden durch übertriebene Schilderungen im schlechtesten Sinne über Amerika an ihre Schollen gefesselt, um für sich und ihre Nachkommen ein sicheres Leben in Europa zu fristen. Ich will meinen Erfahrungen gemäß während dieser 8 Monate hier in New York Euch meine Ansicht kurz zusammenfassen und dann meinen Reisebericht von Havre hieher fortsetzen. Vorerst muß ich noch zu meiner Entschuldigung anführen, daß Wellauer's uns Eure lieben Briefe überbracht und daß Ihr durch sie die glückliche Fahrt unsers Schiffes Niobe werdet erfahren haben, indem sie dasselbe auf der Rückfahrt in Havre getroffen und so nach Frauenfeld berichtet haben. Das war für uns ein Mittel, um unser Gewissen zu beschwichtigen. —

Schweizerische gegenüber amerikanischer Freiheit

Meine Lieben! Ich bin nun seit 8 Monaten in dem ersehnten Lande der Freiheit, der Freiheit, die sich himmelweit in einem Punkte hauptsächlich von der schweizerischen Freiheit unterscheidet, wo nicht ein mehr oder weniger groß gespickter Geldsack ein gleiches Geschöpf zum Menschen macht, und wenn der Sack zufällig leer wird, sei es auf verschuldete oder unver-



Kopf und Beginn des Briefes vom 17. März 1850.
Im Besitz von Marinette Egli, Zürich.

schuldete Weise, er nicht mehr so viel wert gehalten wird, wie irgendein Haustier, das man des Vergnügens oder gar des Mitleids wegen füttert, aus dummer Affenhumanität, weil es doch auch ein Tier sei und nichts kaufen könne. Nein, hier in diesem Lande behandelt man den Menschen menschlich.

Armut ist in Amerika keine Schande und die Geldsäcke werden im Staatsleben nicht angebetet. Die Bürgertugend wird nicht mit Geld erkaufte und geht nicht mit dem Verlust des Besitztums verloren. Verbrechen werden streng bestraft, aber Zahlungsunfähigkeit führt nicht ins Gefängnis zum Verbrecher. Man hat hier keine Wortzeichen, und keinen Vater kann man mit seiner Familie die notwendigsten Lebensbedürfnisse entziehen. Die Kinder sind nicht der Eltern Sorge und Plage und Kummer Tag und Nacht, sondern im Gegenteil ein reiches Capital, das bei vorsichtiger Pflege recht bald Zinsen tragen kann, denn ein zehnjähriger Knabe kann schon wöchentlich einen Dollar verdienen. Jüngst las ich als Schandfleck für Insbruck in einer hiesigen Zeitung, daß dort alle Armen und Kinder von der Armenpflege an die Mindestfordernden überlassen worden seien. Ach du lieber Himmel, wie schämte ich mich in meiner Seele für den cultivierten Kanton Zürich, da mehrere bei mir Anwesende dies dem faulen Östreich so übel nahmen, solchen Unfug zu dulden, weil dort in meiner Heimat dieser barbarische Menschenhandel alljährlich zu sehen ist und von den dortigen Philistern noch als großmütige Handlung gegen die Armen gepredigt wird. Ein Zürcher hat den Satz herausgeschnitten und will damit seiner Heimatgemeinde ein Präsent [Geschenk] übersenden. Wenn ein Vater hier mit Kindern zu reichlich gesegnet ist, so übernimmt auf seine Anmeldung die Erhaltung und Erziehung der Staat. Die Töchter bleiben bis zum 18. und die Knaben bis zum 21. Jahre und werden nach ihrer eigenen Wahl zu Professionisten gebildet oder zum Landbau angeleitet und erhalten bei ihrem Abgang ein gesatteltes Pferd und 100 Dollars in Sach. Auch die Töchter werden ausgesteuert.²² —

²² Der Auswanderer vermittelt hier falsche Information; die Verdingung Armer war in den Vereinigten Staaten ebenso gebräuchlich wie in Europa, auch waren die Armenhäuser keine rosige Angelegenheit; vgl. Robert H. Bremner, *Poverty and Pauperism*, in: *Dictionary of American History* V, rev. edition (New York 1976), p. 380—382. — J.D.B. De Bow, *Statistical View of the United States... Compendium*

Lob auf Amerika

Nicht wahr, das ist eine andere Maxime von den rohen Amerikanern, als in der Regel die gebildeten Europäer haben. — Ich glaube überhaupt behaupten zu dürfen, daß, wer mit den festen Vorsatz hieher kömmt, zu arbeiten, sei es was es wolle, der Mut genug hat, den Kopf zu behalten, wenn er manches anders sieht, als seine europäische Einbildung sichs ausgemalt, der auf jeden Vorrang in Ansehung seiner Person, auf aristokratischen Stolz freudig verzichtet und in andern sich selbst achtet, daß, wer mit solcher Resignation hieher kommt, sich glücklich und recht bald heimelig fühlen wird. Ich, für meinen Teil, kann aufrichtig und redlich sagen, *ich habe mich noch keine Stunde zurückgewünscht*. Wer aber mit Vorurteilen und namentlich mit der Meinung kommt, er wolle die dummen Amerikaner zum besten halten und sich auf diese Weise ihrer gefüllten Geldsäcke, oder Kalifornier Geldsäcke bemächtigen, der wird bald bitter enttäuscht werden; und solcher kommen leider oft, und diese sind die eigentlich Unglücklichen im Lande.

Es tut jeder Auswanderer gut, sei er eines Berufes was er immer wolle, wenn er sich bei Hause schon vornimmt, er gehe in die Lehre. Es ist wirklich zum Erstaunen! wenn man die unglaubliche Fertigkeit, womit hier alles gemacht und abgemacht wird, sieht, und alles so rüstig und entschlossen in Angriff genommen wird. Die Häuser, nicht etwa Blockhäuser, Paläste, steigen sprichwörtlich über Nacht zum Boden heraus. Die Werkstätten aller Art liefern so unglaublich viel, daß ein gewandter Europäer sie anstaunt mit langem Gesicht, und doch wird in den Manufactorys täglich nur 10 Stunden gearbeitet. Eine Eisenbahnkomitagerie gelangt heute mit ihrem Plan vor die Behörde, und in zwei Monaten geht schon der Transport. Im ganzen genommen, sind aber diese Bauten nicht so solid wie die Zürcher-Baden Bahn. Eine solche Strecke wäre hier in 14 Tagen fix und fertig.

of the Seventh Census (Washington 1854), p. 162—163, meldet, in der 2. Hälfte von 1849 seien in New York 1672 Leute ins Blackwell und 3114 ins Bellevue Armenhaus aufgenommen worden; während des Jahres, das am 1. Juni 1850 endet, waren fast 60 000 unterstützt worden.

Erste wirtschaftliche Versuche

Liqueursmanufaktorys hats hier in der Stadt sehr große und viele, liefern aber im Durchschnitt nur geringe Schmier und verkaufen zu 50—75 Cents oder $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Dollars, auch darunter. Die Gallone = $2\frac{1}{2}$ Schweizermaß. Ich mache meine Sachen feiner und besser zu 1 Dollar, $1\frac{1}{4}$ Dollar. Du siehst also, lieber Schwager, daß ich mich an dieses Geschäft gemacht habe neben meiner kleinen Wirtschaft, die mich, allein betrieben, den Winter über lange nicht ernährt hätte. Mit beiden Geschäften haben wir so schlüpfen können, ohne wesentlichen Rückschlag. Jenner und Februar waren für uns zwei böse Buben. Die Geschäfte stockten überhaupt, und zudem konnte ich 6 Wochen wegen eigener kurzer Krankheit und leider wegen Krankheit Mina's nicht aus dem Hause kommen. Das machte mir manche bange Stunde. Denn ich bezahle für meinen jetzigen Platz monatlich 15 Dollars oder jährlich 180 Dolls Rent oder Mietzins, 1 Dol = 100 Cts, und 1—5 Livres = 94 Cts; reduziere Du, Schwager, und mancher würde über das Sümichen in Schweizerfranken staunen, wenn er das nur zwei Räume enthaltende Lokal sehen würde. Zudem mußte ich vorigen September noch 90 Dollars Auskauf bezahlen für den Platz und die Wirtschaftsgegenstände. Dann mangelte noch dies und das, und so werdet Ihr begreifen, wie meine Taler im zwilchenen Gurt zusammenschmolzen und der Ranzen die Auszehrung bekam. Oft mußte ich lachen, wie mein Schwager Kunz uns mit 500 Gulden als große Summe nach Amerika spedieren wollte. Auch Du, lieber Schwager, hast einmal gesagt, wenn ich noch 200 Gulden nach Amerika bringe, so könne ich viel Liqueur machen. Das Schwerste und Schwierigste ist in Amerika wie in Europa, wenn man wenig oder gar kein Geld [hat], das bleibst fest; aber ebenso sicher habe ich die Überzeugung, daß in meiner neuen Heimat das Leben verhältnismäßig weit besser zu machen ist als in Europa. Was einem hier hauptsächlich mangelt, das ist die Sprache; Geld ist hier mehr wert, weil man mehr damit gewinnen kann als in Europa, aber die Sprache ist ebenso gut.

Ich hatte meine schwere Not, bis ich nur Weingeist und Zucker und ein Logis erhalten konnte, und doch waren alle Stores [Läden] voll. Ich mache hier bis jetzt meistens nur Geschäfte mit Schweizern und Deutschen, könnte ich zu dem

Amerikaner mit meinen Artikeln, so würde ich freilich besser ausmachen. Denn die Europäer sind hier im Ganzen genommen die weit unsolidere Classe. Zum Studium der englischen Sprache habe ich wenig Zeit, ich muß einstweilen für die nächsten Tage sorgen, damit der Karren aufrecht bleibt. Sozusagen jeden Tag, wenn ich kann, gehe ich um Bestellungen ein paar Stunden aus, dann wiederum die Bestellung an der Hand oft eine Stunde weit an Ort und Stelle tragen. Das ist freilich kein Schleck und in Europa hätte ich so etwas nicht tun dürfen.

Von «grünen» Schweizern

Ich mußte schon oft lachen, wenn etwa so ein Schweizer Commis frisch angekommen, mich als Bekannten mit großen Augen ansah. Man nennt die Europäer, die noch am europäischen Styl anfangs noch hangen, Grüne. Die stolzieren dann in der Stadt herum, mit ihrem in Europa gestohlenen Gelde in den Streets [Straßen] herum, machen sich in den Kneipen lustig — bis sie halb verzweifelt mit leeren Taschen einem Landsmanne zur Last fallen, solange er sich ihrer nicht mit Gewalt entledigt, und dann machen sie sich an die Canalarbeit, denn immer werden solche im Lande gebaut, oder sie bekommen dann in der Stadt etwa einen untergeordneten Dienst durch Vermittlung anderer. Allen gehts gewöhnlich im Anfang schlecht, die herüber kommen, wenn sie nicht Arbeiter sind oder hier schon gute Freunde haben, die für sie sorgen. Aber am schlechtesten sind gewöhnlich die Commis dran.

Ich war auch so glücklich, diesen Winter einen gewissen Weber von Marthalen, der für ein Schaffhauser Haus mit Pferd und Chaise reiste, 7 Wochen an der Kost zu halten, und habe ihm für einen Platz in einem Conditerstore [Bäckereiladen] gesorgt, und da er in 2 Monaten 24 Taler, kostenfrei, im Sacke hatte, reiste er ins Land, schimpfte mich bei Bekannten noch aus und spielte so den Gleisner, daß er noch eine Partie Liqueurs mit zum Verkaufe mitnehmen wollte, mich auf spätere Geschäftsverbindungen vertröstend. Er kriegte mich aber nicht dran und machte sich draus. Es ist wirklich oft arg mit den neuen Ankömmlingen, was für schlechte Handlungen sie sich zu Schulden kommen lassen. Da-

her hält es auch so schwer, sich bei den Amerikanern in Credit zu bringen.

Vom Aufbau eines Liqueurgeschäfts

Alles, was ich kaufen will, muß ich bar bezahlen und den Wirten muß man credieren, wenn man Geschäfte machen will. Das ist eben fatal. Oft kann ich die Bestellungen aus Mangel an Stoffen nicht spedieren. Ich bin genötigt, meine Wirtschaft zu verkaufen, die ihrer Lage wegen hauptsächlich für den Sommer geeignet ist, Geld zu machen. Aber was anderes ist zu machen, ich muß ein Liqueurgeschäft bald haben. Hätte ich nur auch 1000 Dollars, so wollte ich mir hier in New York ein schönes, rentables Geschäft gründen. Ich würde mit allen Getränken, die ein Wirt hier braucht, handeln und selbst importieren, was hier nicht zu fabrizieren ist. Dann sollte ich aber noch einen guten ehrlichen Mann ins Geschäft haben, damit immer einer im Hause die Sache besorgen und der andere in der Stadt herumfahren und die Sachen den Wirten abliefern könnte. Denn dieses Geschäft wird hier eben, wie alle, ganz anders betrieben als in Europa. Der Wirt und Grocer [Lebensmittelwarenhändler] kauft nur für 8—14 Tage ein. Eine Wirtschaft ist an der andern, ein Trinkstore [Spirituosenhandlung] nach dem andern, und so geht beim Hin- und Herlaufen die Zeit verloren, die hier bei den hohen Rents [Mieten] sehr kostbar ist. Der Bäcker, der Krämer, der Lumpensammler, jeder hat seinen Wagen und sein Pferd und führt seine Sachen herum.

Ihr werdet hier vielleicht sagen: 'Da haben wir's, a' Rößli het si'. Aber wenn Du, Schwager, mir bald einen Besuch in New York machst, so kannst Du Dich überzeugen, daß es ist, wie ich sage. Kein armer Schlucker läuft hier nur eine halbe Stunde weit. Alles fährt. Die Reichern fahren in ihren eigenen Equipages, um ihren mutigen leichtfüßigen Stümpfern freien Lauf zu lassen. Die andern fahren in den States, große Omnibus für 24 Personen Platz für 6 Cents durch die ganze 9 Meilen lange Stadt, oder auch nur hundert Schritte weit. Kostet gleichviel. Das ist ein fürchterliches Jagen durch die geraden ebenen Straßen. Die Händler aller Art laden ihre meistens zweirädrigen Karren. Er springt auf denselben und fährt flugs stehend von einem Platz

zum andern, ladet seine Sache ab und trinkt eins, wenns eine Grocerie oder ein Trink-Store ist, und wie er auf seinem Wagen steht und das Leitseil ergreift, fliegt sein Rößlein weiter. So ists hier überall in Amerika. Man hat hier einen wundernetten Schlag Pferde, die sehr dauerhaft sind, im Preise von 50—600 Dollars. Man kann auch auf welchen Plätzen mieten, Pferd und Karren per Stunde 1—2 Taler. Das ist aber wenig in Gebrauch. Jeder hat sein eigenes. Die Unterhaltung pro Tag steht zu 40—50 Cents, und es ist meine Überzeugung, daß die Unkosten leicht drei- und vierfach mehr verdient werden.

Amerikas Angebot

Schon oft und viel habe ich bitter mich geärgert, daß ich nicht meines Bruders ältesten Sohn mit hierher genommen habe. Er käme mir sehr wohl, und ihm wäre es unfehlbar bei seiner Recht-schaffenheit sein Glück für die Zukunft gewesen. Denn das unterliegt nun bei mir gar keinem Zweifel mehr, daß jeder ordentliche junge Mensch, weiblich oder männlich, bei redlichem gutem Willen hier, wenn nicht ungeheuren Reichtum erlangen, doch sicher sein gutes Leben machen kann. Amerika ist der Maien und Europa der November. Schon oft mußte ich lachen, wenn ich an die eingebildeten Entbehrungen, von denen die Europäer immer den Mund voll haben, denke. Du lieber Himmel, in Amerika entbehren, was entbehren? Der Arme entbehrt den gefüllten Goldsack des Reichen und der Reiche entbehrt rein gar nichts. Ums Geld sind hier alle erdenklichen Vergnügungen zu genießen in einem Maßstabe, wie Europa, Kaiser und Könige ausgenommen, sie gar nicht kennt.

Und der Unbemittelte? Was entbehrt dieser hier? Was für Bequemlichkeiten hat er in Europa? Der Arbeiter muß dort das ganze Jahr aus und ein von morgens 5 bis nachts spät arbeiten, wenn er seine magere Kost verdienen will; und des Nachts muß er noch, statt sich ruhig dem Schläfe zu überlassen, sich um die Zukunft seiner Familie beunruhigen. Mit seinen Kindern weiß er nicht was anfangen, wie für sie sorgen. Sie sind ihm zur Plage. Seine Nahrung ist so spärlich und von der Art, daß hier kein Tier damit gefüttert würde. Hier arbeitet der Unbemittelte seine zehn Stunden des Tages im Durchschnitt, setzt sich dreimal an eine

wirklich besetzte Tafel, und ihm bleibt am Ende der Woche immer noch so viel, als er in Europa in einem Monat und in zwei Monaten verdient.²³

Das schönste und bequemste Leben scheinen mir jedoch die Farmers zu haben. Wer in einer gesunden Gegend mit 3—4000 Dollars sich ankaufen kann, der kann unfehlbar, wenn Fortuna ihm nicht auch gar ungünstig ist, für sich und seine Nachkommen zu bedeutendem Vermögen kommen und hat ein Leben wie kein Himmel sein kann. Er braucht sich nicht selbst abzumühen. Es ist aber auch sehr oft der Fall, daß Leute, die 10—15 Jahre einen andern Beruf hier getrieben, sich Farmen kaufen und sich darauf zurückziehen, um mit ihrem Errungenen sich zu freuen. Wer aber nur mit 2—300 Dollars sich aufs Farmerleben verlegt, der hat 4—6 Jahre schweren Stand; jedoch immer nicht zu vergleichen mit dem verschuldeten Schweizerbauer, der nicht einmal ruhig sein Stück schwarzes Brot und seine Kartoffeln genießen kann. Diese meine Ansicht, die ich ziemlich meinen gemachten Erfahrungen in Europa lediglich verdanke, haben sich hier durch tägliche Erfahrungen als wahr bewährt.

Ich kenne hier viele Schweizer und Deutsche, täglich lerne ich neue kennen, Farmer, Professionisten und Handelsleute, denn die kühnste Phantasie in Europa hat keinen Begriff von dem ungeheuern Verkehr der Bewohner der Vereinigten Staaten. Heute kommt einer aus Milwaukee, einer aus Neworleans, ein dritter aus Californien; morgen oder auch in einem Monate nach Verrichtung seiner Geschäfte geht er wieder ab. Da heißt bald: Auch ein Schweizer, die Sprache verrät Dich. Ja! Woher? Ein Zürcher, ein Berner, Argauer, Schwyzer, Tessiner, Graubündner etc. etc. Was trinken wir? Ich trink Wein; ich Brändi, ich Bitteres, ich Schmalbier, ich Strangbier, ich 'à Schweizer Liqueurli'; sagt ein Bekannter, 'ä Chriesiwasser', und so.

²³ DeBow, *ibid.*, p. 164, gibt für New York folgende Durchschnittslöhne: Bauernknecht, monatlich 11,50 \$ mit Essen; 67 cents pro Tag für einen Tagelöhner mit Essen, 90 cents ohne; Taglohn für einen Schreiner ohne Essen 1.38 \$; Dienstmagd 1.05 \$ mit Essen. Die Löhne, besonders für gelernte Handwerker, waren in der Tat höher, andererseits aber das Arbeitsangebot sehr schwankend. Mit der Zunahme der Fabriken glich sich das Los der Arbeitnehmenden nach 1865 immer mehr den europäischen Zuständen an.

Wirten nach amerikanischem Muster

Wenn 12 Gäste sind, sind alle in 2 Minuten spediert und haben getrunken. Die hiesigen Wirtschaften sehen beinahe aus wie die Kanzeln in den reformierten Kirchen. Denke Dir, ein größerer oder kleiner Raum, der meine ist 28 Fuß lang und 16 Fuß breit, Bar Rooms genannt. An einer Seite ist ein Gestell angebracht, auf welchen die Getränke in Bouteillen stehen, Weine und Liqueurs; auf dem breitesten brusthohen Brette stehen 6—12 sehr schöne geschliffene Flaschen, von hellem, weißestem Glas, darin ist Brändi, Gin, Cümme Bitters, Peffermünz, Portwein. Daneben nur eben die Gläser klein und groß alles schön geschliffen. Von unsern mitgebrachten schönen europäischen sind alle zu simpel. Nun folgen die andern feinern Liqueurs Bouteillen mit schönen Etiquettes. Ein paar Bündchen Cigarren stehen in Bechern oder niedlichen Körbchen für 1, 2, 3, 4, 5 Cents per Stück. Die Weine, meistens französische, Rheinweine, Wein von Cincinnati und überhaupt aus dem Staate Ohio, auch einige Bouteilles hiesigen Apfelmöst, hier Cider (Säider) genannt. Der Cincinnati-Vin ist sehr gut, ähnlich dem Rheinwein und wird einzeln zu 50—65 Cents per Bouteille verkauft. Jeder Trunk, ein gewöhnliches kleines deutsches halbes Glas kostet 3 oder 6 Cents, ein kleines Glas Bier 3 Cents, ein Deckelglas 6 Cents. Das Lagerbier ist so ziemlich gleich dem bessern schweizerischen. Schmalbier ist obergährendes, leichteres und kostet den Wirt bei 10 Gallonen Faß, also 25 Schweizermaß, 1 Dollar. Das Bierfaß steht im Winter ebenfalls auf dem untersten Brett des Gestelles, im Sommer wird in Krüge abgezogen.

Dieses Gestell mit allen Gegenständen umgibt eine brusthohe Einfassung, wie eine Kanzel und dieses alles heißt man den Bar, und wer dahinter steht und die Gäste serviert, nennt man Barkeeper. Dahier muß man wegen einem Kreuzer Schnaps oder einem Glas Most nicht in den Keller laufen. Alles ist bei der Hand. Die Amerikaner setzen sich nicht an den Tisch zum Trinken. Es gibt viele große Hotels hier mit ungeheuer großen Barrooms, in denen meistens ringsum Lehnstühle und Schaukelstühle für die Ladies stehen und nur in der Mitte ein kleines Marmortischchen mit Zeitungen bedeckt.

Von Schweizervereinen

Hier besteht neben der alten, meistens aus großen Kaufleuten zusammengesetzten Schweizergesellschaft seit einem Jahr nun auch eine Gesellschaft «*Helvetia Loge*»,²⁴ deren 17. Mitglied ich wurde und gegenwärtig schon aus 51 besteht. Der Hauptzweck ist neben nationaler brüderlicher Vereinigung zu gegenseitiger Erhebung unserer Geschäfte hauptsächlich Krankenversorgung. Wir nennen uns alle Brüder, wie in andern vielen hier bestehenden Logen. Wir haben gedruckte sanktionierte Statuten. Jeder Schweizer kann durch Mehrheit der Stimmen, wenn er körperlich und geistig gesund, von rechtschaffenem Charakter ist, mit 4 Dollars Eintrittsgeld in dieselbe aufgenommen werden und schwört, unsre Gesetze zu halten, und monatlich 25 Cents in den Bruderfond und 7 Cents in den Witwen- und Waisenfond zahlt. Die Gesellschaft versammelt sich alle 14 Tage, und wenn ein Bruder krank wird, so erhält er neben täglichem Besuche des Krankenkomitees wöchentlich aus der Vereinskasse 4 Dollars Krankengeld. Witwen und Waisen haben wir noch keine, und die Unterstützung richtet sich im Fall nach dem Fond. Ich wurde am 10. März ins leitende Comité gewählt und ersucht, auch einen Gesangsverein mit dem Bruderverein zu verbinden, welchem Auftrage ich mit Liebe und Lust nachkommen werde. Du siehst wenigstens hieraus, daß ich keine Eule unter den Vögeln bin. Ich habe die Hoffnung, daß nun auch die vielen Schweizer hier sich zu einem gemeinsamen Zusammenhalten veranlaßt finden, wie es andere Nationen schon lange getan. Was sagen Eure Zeitun-

²⁴ Adelrich Steinach, *Geschichte und Leben der Schweizer Kolonien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika* (New York 1889), p. 25—26, berichtet: «Am 3. Februar 1849 erließ J. Wartmann, ein St. Galler, einen Aufruf zur Gründung einer Schweizer-Gesellschaft — es war bis dann die zweite schweizerische... Im Herbst desselben Jahres wurde ihr der Name *Helvetia Loge No. 1* gegeben. Sie rekrutierte ihre Mitglieder besonders aus dem Arbeiter- und Kleinhandel-Stande. ... Die Loge trat zum ersten Male vor die Öffentlichkeit, als sie im Jahre 1851 nach Anschaffung einer neuen Fahne den ungarischen Ex-Diktator Kossuth mit Musik an den Gestaden Amerikas empfang»; über die 1832 gegründete und 1851 inkorporierte Schweizerische Hilfsgesellschaft siehe *ibid.*, p. 17. Einblick in den Patrizierkreis gibt Robert H. Billigmeier, *A Swiss Patrician in New York City's Elite: Henri Casimir de Rham, 1785—1873*, in: *Swiss American Historical Society Newsletter* XI (October 1975), p. 7—17.

gen von und über Californien? Es gehen aus hiesigem Hafen wöchentlich Steamers dorthin ab, und ungeheuer viele Waaren werden hier verladen auf gewöhnliche Dreimaster. Auch Personen gehen von hier zu tausenden und hunderten dorthin und kommen viele mit gefüllten Taschen von dort zurück. Die Goldminen sollen immer mehr entdeckt werden, ungeheuer sein Goldreichtum.²⁵

Eine Einladung

Meine lieben Schwager, Schwester und Kinder, wenn der Gedanke, den Du mir in Deinem Briefe durch Wllrs [Wellauers] durchblicken ließest, wirklich zur Tat werden soll, so säume gar nicht. Mit Schmerzen denke ich an die unnütz in Europa verlorene Zeit. Veranlassen oder dazu überreden will ich Dich gar nicht; Euer Wille muß es sein. Ihr habt ein bequemes ruhiges Leben. Euch fehlt nichts. Aber ich sehe die Zukunft vor Augen, die für Europa eine traurige ist. Amerika ist das Land der Blüte, und ein dauernder Frühling wird es sein, wenn Europa zum neuen Erwachen [?] vermodert. Ich unterstehe mich nicht, Dir hierüber Belehrungen zu erteilen, lieber Schwager! Könntest Du so ein paar tausend Dollars hierher bringen, so könntest Du bei sorgfältiger Anwendung dazu gelangen, daß Deine lieben Kinder einst eine sicherere und bessere Existenz hätten, als Du ihnen in Europa zu sichern vermagst.

Die Reise ist so wichtig nicht. Sie hat auch sehr viel Angenehmes, wenn man sich zu richten und zu schicken weiß. Mina hat Euch natürlich von ihrem Standpunkte aus alles Unangenehme geschrieben, und ich erwartete für sie keine günstigere, wohl aber eine noch schlimmere Reise. Es ist überall fatal, wenn man sich nicht in die Verhältnisse schicken kann und die Verhältnisse sich nicht nach eigenen Ideen gestalten wollen. Ich muß nun oft lachen, wenn ich bedenke, wie oft mir früher der Gedanke an die

²⁵ Im Jahre 1848 war auf dem kalifornischen Besitztum von August Johann Sutter, der früher Kaufmann in Burgdorf, Kt. Bern, gewesen war, Gold entdeckt worden, was zum «Goldrausch» führte; viele hofften, schnell reich zu werden. Guten Einblick in die Welt der Goldgräber gibt Christoph Brodbek, ed., *Aus dem Tagebuch eines Goldgräbers in Kalifornien*, in: Basler Jahrbuch (Basel 1948), p. 122—170.

Seereise Furcht einflößte. In Unglück kann man kommen auf dem Meere wie auf dem festen Lande. Ich für meinen Teil würde mir gar nichts daraus machen, heute oder morgen auf die See zu gehen, und im Fall Du Dich zur Auswanderung entschließen solltest, so würde ich Euch in Felben abholen, ich würde Euch natürlich weit billiger und bequemer hieher bringen mit Euren jungen Vögeln, als wenn Ihr auf eigene Faust die Reise unternehmet. Ohnedies gedenke ich, wenn nicht nächsten Herbst, doch im Herbst 1851 mein altes Vaterland zu besuchen, um verschiedene in mein Fach einschlagende Artikel zu kaufen. Nota bene: wenn meine Geschäfte gut fort gehen. Mit Kirschenwasser ließen sich hieher gute Geschäfte machen. Hätte ich doch noch meine Flaschen gefüllt und mitgenommen. Dann Wachholderbeeren, Wermut, Melissen, Lavendel, Kümmel, Anis etc. etc. Über meine Waren bin ich recht froh, ausgenommen mit dem leinenen Zeug und den Kleidern. Der Destillierapparat kommt mir sehr wohl, auch das Kupfergeschirr. Könnten wir nicht einen Handel mit Kirschenwasser anfangen? Es wäre sehr gut. Hier wird der Liter zu 1 Dollar ächtes gutes verkauft. Dieser Artikel würde bei Euch wahrscheinlich um 8 Batzen die Maß zu bekommen sein. Es zahlt 100 Prozent Eingangszoll.

Diese Briefe werden nun spätestens in einem Monat in Euren Händen sein, und wenn Du mir schreibst, so bemerke auf dem Briefe per Steamer of Liverpool oder besser französisch: geht via damboot über England, und die Adresse: Mr. J. K. Honegger, No. 74 Greenwich Street, New York, Nordamerica. — Diese Briefe werden in drei Wochen in Euren Händen sein. Mögen sie Euch alle, Ihr lieben Teuren, junge und alte, in Glück antreffen. Wäret Ihr alle doch hier. Soeben haben wir Eure lieben Briefe wieder durchlesen und freuts uns herzlich, daß die lieben Kleinen uns im Andenken behalten. Gerne würde ich diesmal schon die Seereise beschreiben, allein ich kann aus Mangel an Platz dem lieben Louis nicht einmal ein Meerschiff beschreiben. Sagt ihm, er soll fleißig lernen, rechnen, schreiben etc. Er müsse bald ein großes Meerschiff und das Meer sehen. Auch viel größere Fische als der Hecht, den Ihr ohne mein Wissen und Willen verschmaust habet.

Unsere Seereise dauerte 32 Tage, eine gute Fahrt. Sturm hatten wir ein einziges Mal, aber zum Unglück brach die Cholera auf dem Schiffe aus, die wahrscheinlich Passagiere aus Paris mit-

gebracht haben. Sie raffte 6 rohe rüstige Kerls weg, und 3 kleine Kinder starben. Eines wurde von einer Glarnerin geboren, das am Leben blieb. Die Cholera war in der Stadt New York nicht so bedeutend. In der bösesten Zeit im August starben täglich 1—300 Personen, das ist für eine so große Stadt eigentlich nichts. Diät ist das beste Mittel dagegen.

Wißt Ihr nichts vom Kronenwirt in Wald? Ich werde ihm nächstens auch schreiben. Schreibt auch an meinen Bruder Johannes in der Schlieren einiges aus diesem Briefe. Ich werde ihm an Kronenwirt einen Brief einschließen, und er soll dort etwa nachfragen. Und nun endige ich mit der Bitte um baldige Zeilen von Euch. Wenn Du Auskunft von mir über irgend was wünschst, so bezeichne genau die Punkte. Seid jung und alt alle aufs herzlichste begrüßt von Eurem Schwager J. K. Honegger. Grüßt mir die bekannten Nachfragenden, besonders den Wegmann. Ein Krämlü liege zum Abholen bereit.

[Nachtrag]: Ein Lehrer aus Zürich hat mich mit der Nachricht überrascht, daß Vetter Hanhart in Zürich auch über den Bogen gesprungen [bankrott] sei. 'Swird noch mancher springen müssen. Ist's wahr?

[Nachtrag:] Auswärtige Angelegenheiten Europas vernimmt man hier sehr schnell. Über die Schweiz wird einseitig nur ungünstig berichtet. Teile mir wahres hierüber mit.»

IV.

Weder Wilhelminas Sehnsucht noch Johann Kaspars direkte Einladung vermochten anscheinend die Familie der Schwester der Auswandererfrau in Felben zum Wegzug nach New York zu bewegen. Der Tod der einzigen Tochter — ein frischer Grabeshügel schafft starke Bindung —, das rheumatische Leiden der Mutter, die im ganzen eher abschreckende Berichterstattung Wilhelminas und vielleicht nicht zuletzt die Eigenart Johann Kaspars, sich leicht mit andern zu überwerfen, bewogen offenbar die Familie, das ihnen vertraute Leben Felbens dem von Johann Kaspar gepriesenen Angebot Amerikas vorzuziehen.

Dieser versuchte daher in einem Brief des folgenden Jahres 1851 anstelle seines Schwagers einen Bruder zur Auswanderung nach New York und zur womöglichen Partnerschaft in seinem Geschäft anzuspornen. Der Brief ist verhaltener im Ton und läßt erkennen, daß Johann Kaspars Unternehmen zwar einigermaßen

florierte, aber noch keineswegs eine verlässliche Einkommensgrundlage bot.

«Die Adresse ist die gleiche, nur schreibe statt Master Mester oder besser Mr.

New York, den 4. Februar 1851

Mein Bruder!

Unterm 23. vorigen Monats ist uns Dein mit äußerster gespanntheit erwarteter Brief in die Hände gekommen. Du wirst begreifen, daß wir nach den traurigen Erlebnissen des Jahres 1850, nach den unersetzlichen Verlusten in der alten Welt, von denen Deine lieben Briefe uns in Kenntniss setzten, mit banger Besorgnis den Zeitpunkt erwarteten, der uns Deinem Versprechen vom 7. October gemäß über Dein und unsers lieben Karls Schicksal Aufschluß geben sollte. Der 23. Januar war für uns ein Tag des Trostes und der Beruhigung. Möge es der Vorsehung gefallen, auch uns zu erhalten! Die noch blutenden Wunden wenigstens nicht durch neue Schläge vermehren!

Vom wirtschaftlichen Fortkommen

Du fragst uns, ob wir die 2. Hälfte des verflossenen Jahres glücklich verlebt hätten, ob wir bald ein sicheres und reichliches Brot hätten. Betreffend die erste Frage kann ich unbedingt mit Ja antworten. Die ganze Zeit war ich gesund, hatte genug zu arbeiten und für uns beide so viel verdient, daß wir keine Minute Mangel leiden mußten, ja auch wohl noch etwas wenig erübrigt, so daß ich für diese Zeit recht wohl zufrieden bin. Ich habe es nun dahin bringen können, daß ich wenigstens nicht mehr selbst das Lasttier machen muß, sondern meine Fabrikate mit eigenem 'Rößli' in der Stadt herum führen kann. Meine Geschäfte nehmen im Ganzen genommen für diese kurze Zeit, die ich hier bin, einen erfreulichen Fortgang. Der größte Fehler dabei ist, daß ich zu wenig Betriebskapital habe, daß ich immer der Katze das Schmärr abkaufen muß, wie der Züribieter sagt, das ist

für mich von großem Nachteil. Viele Waren wie Wein, Cognac, Emmenthalerkäse, Kirschenwasser etc. etc., welche ich mit gleichen Unkosten und wenig mehr Mühe an die Wirte verkaufen könnte, und mitunter verkaufen muß, um dem hiesigen Gou [Geschmack] nachzukommen und dem ganzen Geschäfte mehr Ansehen zu geben, muß ich ganz im kleinen kaufen und das bare Geld und den Profit andern geben.

Hätte ich einen aufrichtigen, treuen, mit Kopf und Herz begabten Mann an der Seite und dazu nur 1000—2000 Dollars ins Geschäft, ich wollte ohne besonderes Unglück gerade in diesen Branchen in wenig Zeit gewiß schöne Geschäfte tun. Aber ohne Finger keine Faust. Ich hätte schon ein paarmal Gelegenheit gehabt, in Compagnie zu gehen, was *vielleicht* gut gewesen wäre; allein ich schlug sie aus. Denn hier kennt man die Leute zu wenig, und wenn eine Sociétät von Segen sein soll, so müssen notwendig die Beteiligten einander kennen und verstehen, und überdies wollte ich lieber mein eigener Herr sein und mein im Schweiß verdienten Brot mit Muße verzehren nach meinem Belieben. Nun aber sehe ich ein, daß es lange nicht mehr so sein kann. Oft habe ich weniger Arbeit, oft aber kommt auf einem Mal so vieles übereinander, daß ich nicht weiß, wo ich den Kopf habe. Auf Vorrat kann ich nicht wohl fabrizieren. Warum? Du wirst es wohl erraten? Aus Mangel an Stoff und Platz oder besser aus Mangel an Geld.

Es ist schon oft geschehen, daß ich $\frac{3}{4}$ Stunden von meiner Wohnung weit entfernt mittags 1 Uhr auf ein, zwei Sorten Liqueur Aufträge bekommen habe, und am gleichen Abend mußten dieselben noch fabriziert und geliefert sein. Das schien in Europa unmöglich, hier aber macht man's möglich. Das arme Rößli kann aber dann seinen Haber auslaufen. Das Füttern nimmt mir wenig Zeit weg. Den Stall habe ich gerade über der Straße im Hofe eines Hauses. Ich habe für 1 Dollar Miete monatlich meinen eigenen Stall hingestellt. Am 2. Januar habe ich ihn selbst hingezimmert. Ich brauchte nicht 8—14 Tage, wie an Deinem Kuhstall, und doch hast Du mir dabei nicht einmal ein Loch gestemmt! Am Morgen Holz gekauft und Abends verzehrte Rosine schon sein Abendbrot darin. Ich dachte beinahe den ganzen Tag über an Deinen Kuhstall und mußte oft dabei lachen, und an jenem Tage hast Du den Brief auf die Post getan. Wir alle waren also im Geiste beisammen. Willst Du nicht auch

körperlich wieder mit uns zusammentreffen? Das wäre mein größter Wunsch. Aber, Bruder, *wenn* Du's im Ernste willst, so zögere keinen Augenblick und komme schnell hierher. Ich bereue nur die schöne Zeit, die langen Jahre, welche ich in Europa erfolglos zugebracht mit tausend Kummer, Sorgen und Schande (europ. Armut).

Was die Berichte schweiz. Auswanderer betrifft, so ist es natürlich, daß diejenigen, welche ohne Geld, mit überspannten Hoffnungen und Erwartungen, unverschämten Forderungen und faulen Händen kommen, wie es fatalerweise eben sehr viele Ankömmlinge dieser Art gibt, hier die unglücklichen Menschen sind. Meistens sind sie an ihrer Lage selbst schuld, und ich kann wohl sagen in Wahrheit, daß ich wenig Landsleute hier kenne, welche eine geraume Zeit, 10, 15 Jahre hier sind, die nicht ein schönes Vermögen besitzen, welches sie sich hier erworben haben. Aber die Idee, die viele aus Europa mitbringen, wenn sie nur hier auch mit ganz leeren Taschen ankommen, so werden sie sich mit Gold füllen von selber, diese Idee ist hier so dumm wie in Europa. Auch geschieht es etwa, daß hirnlose Spekulanten mit Vermögen herkommen und ohne die hiesigen Verhältnisse auch nur einigermaßen zu kennen oder zu studieren, sich in Geschäfte einlassen und bald, zu bald all ihr Vermögen einbüßen. Und dann darf man auch nicht vergessen, daß die europäischen, die schweizerischen Guldensummen durch $2\frac{1}{2}$ dividiert werden, bis es amerikanische Dollar-Summen sind.

Eine Einladung

Es wäre nun für Dich, insofern Du Vertrauen in mich setzest, *nichts* zu fürchten; und ich wollte mich in der Seele schämen, wenn ich Dir nicht wahre Überzeugung sagen wollte. Bereden oder überreden dazu will ich Dich nicht, es muß Dein eigener freier Wille sein. Kommst Du, so bist Du mir als Bruder herzlich willkommen. Willst Du mit mir in Verbindung treten und als Antheilhaber im Geschäfte nach Deinen Kräften wirken, so sei Dir meine Bruderhand gereicht! Willst Du irgend etwas anderes hier beginnen und kann ich Dir dienen, so bin ich bereit. Du wirst Dich aber, wenn Du hier bist, überzeugen, daß es sehr gut ist, wenn wir treu und ehrlich miteinander nach unserm gleichen

Ziel streben, und der Segen wird nicht ausbleiben. Sehr wahrscheinlich würde Dir eine solche Veränderung des Klimas und namentlich die Seereise recht gut bekommen und Dir die Veränderung des Berufes Deine volle Gesundheit wiederbringen. Und ich denke, Du würdest etwa Correspondenzen, die Buchführung und Rechnungen besorgen oder auch andere leichtere Arbeiten tun, was sich dann aber alles von selbst geben würde. Für unsern kleinen Karl wäre ja eine herrliche Zukunft offen.

Noch hätte ich dann einen Wunsch. Ich habe schon tausendmal bereut, daß ich meines Bruders Sohn Andreas nicht mitgenommen habe. Wie wohl wäre er mir schon oft gekommen. Er ist von gutem Charakter, und wenn wir zusammen ein Geschäft hätten, so wäre von großen Nutzen, einen Menschen darin als Arbeiter zu haben, den wir als ehrlich und tätig kennen und ihm etwas anvertrauen können. Die Reisekosten hätte er bald wieder abverdient, wenn auch sein Vater das Reisegeld für ihn nicht bezahlen könnte. Er könnte Dir auf der Reise beim Umladen der Koffern und als Wächter auf dem Schiffe dienen. Es ist gut, wenn man so jemand Vertrauten bei sich hat. Du kannst es aber auch hier machen, wie Du denkst. Ich habe ihnen meinen Verwandten und Freunden noch nie geschrieben. Doch wünsche ich sehr, daß doch wenigstens mein Bruder Johannes in dem Schließen Nachricht von uns hätte. Sei so gut und schreibe ihm unsere Grüße, und wenn du [auf] meine Vorschläge eingehen willst, sollen sie den Andreas reisefertig ausrüsten, mit Hemden und Schuhen etc. etc. Sei doch so gut und schreibe mir sogleich wieder, damit ich noch im Monat März Antwort habe. Schreibe mir aber bestimmt, damit ich auf nächsten Mai mich nach den Umständen einrichten kann. Und ich muß noch einmal wiederholen, wenn Du kommen willst, so verliere keine Zeit. Im Frühling ist die Reise über Meer am sichersten.

Eine Bestell-Liste

Auf den Fall, daß Du Dich entschließt zur Reise, so nehme mit für die Hälfte Deines Geldes ungefähr an Waren:

1. Gutes schweizerisches Kirschenwasser, 5—600 Maß in 2 Fässer mit Eisen gut gebunden, doch nicht zu schwer. Über die Fässer kommen Überfässer von Tannenholz, nur flüchtig ge-

macht, ungefähr wie ein Kalk- oder Salzfaß; hat nur den Zweck, daß die Kirschwasserfäßer nicht angebohrt werden können. Du mußt aber auf gutes, aromhaltendes sehen, nicht auf starkes, denn darauf kommt es nicht an. Ich weiß der Schwäche hier sehr zu helfen. Es wird hierin sehr viel und recht dumm gefehlt; daß die Brenner das Kirschenwasser draußen zu stark machen, da keine Kirschenbrenner ja die öligen Theile erst gegen Ende mit dem Wasser übergehen. Merke Dir dieses wohl. Du wirst beim Quantum ohngefähr 8—10 Batzen per Maß zahlen müssen. Es zahlt hier 100 procent Eingangszoll, zum Ankauf würden die Fracht und Spesen bis ans Meer berechnet.

2. Ungefähr so viel Zwetschgenwasser, wovon das gleiche zu beachten ist wie beim Kirschenwasser.

3. 1 Faß Trester, Traubentrester oder Haferbranntwein. Ich glaube, daß diese drei im Klettgau gut zu haben wären oder in Schaffhausen selbst: Es soll dort große Lager haben. Du mußt aber die Sache ausfinden können.

4. Circa 1000 Pfund guten Schabzieger, Glarnerzieger, in meistens kleinen Stücken; zahlt 70 Prozent Zoll als *grüner Käse*. Zu Männedorf am Zürichsee habe ich schon gekauft für 14 Batzen per Pfund. Aus Glarus kommt der beste.

5. 10 Pfund gutes reines Kümmelöl; ich habe früher bei Apotheker Meier zur großen Hofstatt in Zürich das beste bekommen. Apotheker Lüthy in Frauenfeld kann Dich hierüber informieren. Die Hauptsache ist, daß es ganz rein von kleinem Kümmel gemacht ist; das hiesige kostet per Unze 5 Batzen, ist aber meistens schlecht und vom großen römischen Kümmel und obendrein verfälscht. 100 Pfund Fenchel; er ist lang, und es gibt gelben und hellen und dunkeln; von letztern *nimm keinen*, sondern er muß hellgelb sein. Ebenso 100 Pfund grünen Anis. Er muß auch schön gelb sein und länglich; nicht dunkel, und dann gibt es so kurzen dicken, der auch nicht gut ist. Fatal, daß ich nicht genauer angeben kann. Du wirst mich aber wohl verstehen. Sternanis bringe keinen, er ist hier billig zu haben.

6. Bringe ein kleines Fäßchen ächtes Wachholderwasser von circa 10—12 Maß; wenn es ganz gut bekommen könntest, wären auch 100 nicht zu viel. Kaufe aber keines wo nur Beeren über Trester abgezogen worden sind. Die Maß ächtes kostet ohngefähr 2 Gulden bis 1 Taler. Mein Bruder Johannes könnte Dir wahrscheinlich dafür sorgen. Er kennts.

7. Guten Emmentalerkäse 2000 Pfund, 30 Procent Eingangszoll. Du müßtest selbst dorthin reisen und Dich nach dem besten erkundigen und mit einem sichern Manne auch auf später Verbindungen anknüpfen. Das merke Dir über und bei jedem Gegenstand, damit wir von hier aus dann unsre Bedürfnisse immer aus erster Hand beziehen können.

8. Bringe an Kräutern 150—200 Pfund Wermuth von dem Juragebirge, die Hälfte großen und die Hälfte kleinen oder pontischen Absinth, 100 Pfund Melissen und so viel Isop (Hysoppus), 50—100 Pfund Lavendel.²⁶ Alles im Welschland, am besten in Couvet bei Neuchatel gekauft; auch was Du sonst dort etwa ausfindig machen kannst, was Bernod, Ed. in Couvet zu seinem Absinthe braucht. Du kannst ja französisch. Es wird hier von seinem Absinthe viel die Flasche zu 1 Dollar und das Dutzend zu 10 Dollars verkauft. Wenn Du von ihm vielleicht ein paar Kisten kaufen und bringen könntest, so wäre das sehr gut. Ein ächtes Recept wäre uns von großem Nutzen. Bringe 100 Pfund bittere Enzianen mit und andere bittere Kräuter und Wurzeln von den Schweizerbergen. Ich weiß den Namen fatalerweise nicht mehr von einem grünen Kraute, das auf den hohen Alpen wächst und sehr stark und angenehm bitter ist. Heß in Zürich könnte Dirs sagen!?

Ich verkaufe hier sehr viel bitteres Liqueur und verdiene schön dabei. Ich sage den Leuten, es sei aus Schweizerkräuter fabriziert. Dann wird hier jährlich für viele Millionen Dollars Cognac aus Frankreich importiert, zahlt 100 Procent Eingang-[Zoll]. Er wird hier unter dem Namen Brandy verbraucht und verkauft, ein Artikel, der im Sommer und Winter in ungeheurer Menge getrunken wird. Reinen guten Essigäther aus Weinessig fabriziert und Essigsäure von jedem ein paar Pfund bringe auch mit. Dann solltest Du, wenn Du über das andere Auskunft haben mußt oder willst, so stehe ich zu jedem Aufschluß bereit.

Inzwischen sei mit dem lieben Karl herzlich begrüßt, er soll zum Oncle nach Amerika kommen. Auch grüße mir Deine Verwandten und wer nach mir fragt.

Ich verbleibe Dein aufrichtiger Bruder John K. Honegger 442 Greenwich Str., N. Y.»

²⁶ Eine Art Wermut, die sich vom gemeinen unterscheidet; vgl. Zedler, *Universal-Lexicon* (Anm. 2), I (1732, 1961), Sp. 189.

V.

Mit diesem Schreiben versiegen die gegenwärtig bekannten Nachrichten über das Schicksal der Auswanderer Honegger-Hanhart. War es Johann Kaspar gelungen, in den kommenden Jahren ein blühendes Liqueurgeschäft aufzubauen? Konnte Wilhelmina ohne die tröstende Gegenwart ihrer Schwester in New York heimisch werden? Vermochte sie neue Beziehungen anzuknüpfen, die ihr das Auswandererlos erleichterten? Wann erreichte die Auswanderer der Tod? Diese Fragen bleiben unbeantwortet.

Die vorgelegten Dokumente beleuchten aber verschiedene Seiten des Auswanderungsgeschehens. Sie zeigen eindeutig, wie sehr dieses ein individueller Prozeß blieb. Der Auswanderungsentscheid, das Erleben der Überfahrt, die Reaktion auf das im neuen Land Vorgefundene, die Anpassung an die neuen Verhältnisse und deren Gesamtwertung —, sie alle tragen unverkennbar den Stempel der Individualität.²⁷ Johann Kaspar hatte die heimatlichen Verhältnisse in wachsendem Maß unerträglich eng, hindernd und ihm feindlich gefunden und sich immer mehr von Europa abgekehrt. Für ihn war daher alles Unangenehme der Reise und der neuen Verhältnisse eine Bagatelle, und er konzentrierte sich — zeitweilig geradezu krampfhaft, wie die Dokumente nahezu legen scheinen — auf das Befriedigende und Befreiende der neuen Umwelt. Seine Berichte waren sicher ehrlich gemeint, und doch: War es beispielsweise statthaft, über die Plage der Cholera, die gelegentlich auf Ozeanseglern und in Hafenstädten wie New York schrecklich wütete,²⁸ in einem Brief, der eine Familie zum Auswandern einlud, so leichthin hinwegzugehen? Er hatte New York erst für einige Monate erlebt —, war es da verantwortlich, so umfassende Werturteile über die Gastnation und deren Lebensverhältnisse zu fällen und gegenteilige Ansichten einfach als Zeichen des Versagens hinzustellen? Falls Dokumente dieser Art nicht im Lichte der individuellen Eigenart

²⁷ Vgl. den einleitenden Aufsatz von Leo Schelbert, *Auswandererbriefe als historische Zeugnisse*, in: *Auswandererbriefe. Schweizerberichte des 18. und 19. Jahrhunderts zur Auswanderung in das Gebiet der Vereinigten Staaten*. L. Schelbert und Hedwig Rappolt, eds. (Olten 1977; im Erscheinen).

²⁸ Vgl. Leo Schelbert, *Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit* (Zürich 1976), p. 78—83.

der Verfasser verstanden wurden, führten sie Zeitgenossen sowohl wie spätere Leser leicht in die Irre.

Wilhelmina ist geradezu ein Gegenbild Johann Kapsars. Sie wäre wohl kaum je aus eigenen Stücken in die Vereinigten Staaten übergesiedelt. Ihre ausgesprochene Vorliebe für das Gewohnte, Mittelständische, für die Natur, das heimlich Stille und das Dämliche, hätte sie wohl dauernd an die Heimat gebunden, vor allem auch, da sie gewohnt war, alles an ihrem persönlichen und nicht zuletzt physischen Wohlbefinden zu messen. Sie tat sich daher auf der Reise und im neuen Land recht schwer. Das Meiste war ihr zuwider und sie war unfähig, die Kehrseite der Mühsal zu entdecken. Die Prachtsbauten von Paris ließen sie kalt; die Majestät des Meeres berührte sie nicht, und sie gab sich keine Mühe, Menschen anderer Länder und Sitten kennen und schätzen zu lernen. Sie war unwillens, den Kreis ihrer Interessen auszuweiten und das Angebot New Yorks zur Selbstbereicherung auszuwerten.

Darin liegt — neben der Mitteilung wertvoller Information — die eigentliche Bedeutung der hier vorgelegten Dokumente: Zwar war das Erleben der Auswanderer, wie des Menschen überhaupt, gewiß jederzeit in das größere Umweltsgefüge eingebettet. Die Eigenart des zur Zeit der Auswanderung gegebenen Transportwesens, zum Beispiel, prägte weitgehend die Verhältnisse bei der Übersiedlung. Die wirtschaftliche Lage der Heimat und der Einzugsregion entschied in vielem über den Erfolg oder Mißerfolg der Einwurzelung im neuen Land. Die politischen oder religiösen Traditionen, in denen Auswanderer durch den Zufall der Geburt aufgewachsen waren, hatten gewiß Einfluß auf ihr geistiges Wohlbefinden oder Mißbehagen am neuen Siedlungsort. Entscheidender war jedoch die *persönliche Eigenart* der Auswanderer. Es ist sie, die dem Auswanderungserfahren den eigentlichen Stempel aufdrückte, und erst ihre Kenntnis ermöglicht eine sachgerechte Auswertung der überlieferten Fragmente.